

# Wiener Journal

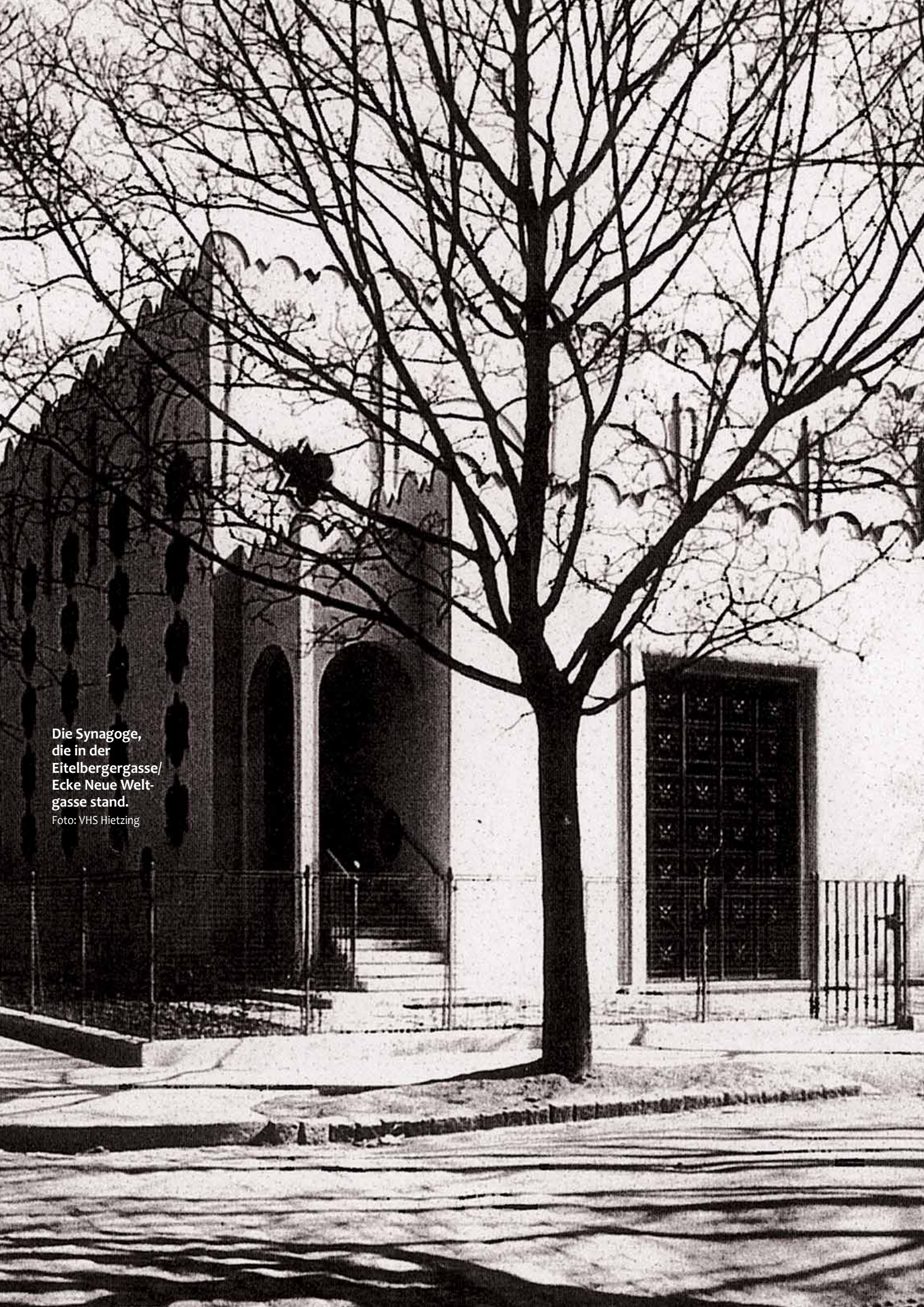
Das Magazin der WIENER ZEITUNG ■

8. November 2013

## Der Anfang vom Ende

Wie 1938 der Antisemitismus in rohe Gewalt umschlug / Die Zerstörung des Turner-  
tempels in Wien-Sechshaus / Oberrabbiner Eisenberg über die Trauer

Die Synagoge,  
die in der  
Eitelbergergasse/  
Ecke Neue Welt-  
gasse stand.  
Foto: VHS Hietzing



## SONDERHEFT

### DIE NOVEMBERPOGROME

Es war der Anfang vom Ende: Im November des Jahres 1938 heizten die Nationalsozialisten den Antisemitismus, der das gesellschaftliche Klima bereits in den Jahrhunderten davor geprägte hatte, zu einem beispiellosen Ausbruch von Gewalt auf. Mit diesen Pogromen begann die Ausrottung und Vertreibung eines wichtigen Teils der Bevölkerung. Das Titelbild zeigt eine „Reibepartie“, jüdische Mitbürger, die zum Reinigen der Straßen gezwungen wurden. (Quelle: DÖW, Foto aus der Ausstellung „Der Holocaust in Europa“, BMUKK/erinnern.at in Kooperation mit Memorial de la Shoah Paris.)



[04]

Am Beispiel des Turnertempels in Wien-Sechshaus zeigt sich, wie reichhaltig das jüdische Leben in Wien bis zum Jahr 1938 war.

[10]

Geplündert, vertrieben, ermordet: Im Jahr 1938 wurde für die jüdische Bevölkerung in Österreich der Traum vom friedlichen Miteinander brutal zerstört.

[16]

„Strom der Erinnerung“: Im Jahr 2007 begann ein Projekt, das die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Wien-Sechshaus in zahlreichen Interviews aufarbeitete.

[20]

Der „Gedenkort Turnertempel“, errichtet im Jahr 2011, ist ein Beispiel für einen modernen Umgang mit der Vergangenheit.

[28]

Im achten Wiener Gemeindebezirk bemühen sich Anwohner der Neudeggasse, die Erinnerung an den dortigen Tempel wachzuhalten.

[34]

Eine besondere Art der Erinnerungsarbeit leistet man an der Volkshochschule Hietzing. Dort nahm man Kontakt mit Menschen auf, die in Wohnungen von vertriebenen Juden wohnen.

[40]

Der Nationalrat will mit einer Serie von Veranstaltungen die Novemberpogrome als Anstoß zum Lernen für die Zukunft sehen.

[44]

Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg erläutert im Interview mit dem „Wiener Journal“ den Zusammenhang zwischen Trauer, Glauben und dem Fortgang des Lebens.

# Der Verlust der Welt

„Strom der Erinnerung“ heißt ein Projekt vom Wiener Stadtsender W24, das die Geschichte einer jüdischen Vorstadtgemeinde in Wien in Erinnerung ruft, die nach 1938 ausgelöscht und danach beinahe vergessen wurde. Publikationen, Fernsehsendungen und nun eine eigene DVD sollen die Erinnerung an das Unfassbare wachhalten.

*Text: Georg Traska*

2007 begannen sich Judith Pühringer und Michael Kofler für die jüdische Vorgeschichte des Hauses Herklotzgasse 21, in dem sie seit 2005 in einer Bürogemeinschaft sozialer Organisationen arbeiteten, zu interessieren. Auslöser war das Buch „Nachricht vom Verlust der Welt“ von Inge Rowhani-Ennemoser (mandelbaum), eine biografisch-dokumentarische Erzählung über die Mutter der Autorin und deren Arbeit als Hausmeisterin in der Herklotzgasse 21 bis zum Jahr 1938. Erstaunt darüber, dass von dieser Geschichte in der Umgebung kaum etwas bekannt war, setzten sie sich zum Ziel, gemeinsam mit im Haus arbeitenden Künstlern ein erstes sichtbares Zeichen zu setzen. Sie luden den Autor, den Kunsthistoriker Georg Traska, dazu ein, historisch zu recherchieren und mehr über den Ort in Erfahrung zu bringen.

Nach einigen Monaten ist aus diesen vagen ersten Ideen ein umfangreiches Projekt geworden, das die Geschichte eines Viertels, ja einer weitläufigen jüdischen Vorstadtgemeinde, betraf, die die heutigen Bezirke XII bis XV umfasste und neben dem Gemeindehaus in der Herklotzgasse 21 vom Leben im Turnertempel in der Turnergasse und der orthodoxen Storchenschul in der Storchengasse geprägt war. Die Initiatoren nahmen Kontakt mit Menschen auf, die in diesem Viertel aufgewachsen und von hier geflohen waren. Die Absichten des

Projekts wurden sehr positiv aufgenommen und so wurden die Initiatoren von einem zum nächsten Mitglied der zerstörten Gemeinde „weitergereicht“ – in Österreich, Israel und den USA. Zugleich fragten österreichische Archive (Nationalfonds der Republik Österreich, Anlaufstelle der Israelitischen Kultusgemeinde) bei Vertriebenen aus diesem Stadtgebiet für das Projekt an – und nach sehr kurzer Zeit war eine repräsentative Gruppe von Menschen bereit, über ihre Lebensgeschichten und Erinnerungen zu sprechen. Mit finanzieller Unterstützung von Zukunftsfonds und Nationalfonds der Republik Österreich, der Stadt Wien, der Bezirksvorstehung Rudolfsheim Fünfhaus und allen voran der ERSTE-Stiftung gelang die kontinuierliche Entwicklung des Projekts über einige Jahre hinweg.

Ursula Henzl kam in einem nächsten Schritt als Kamerafrau zum Projektteam dazu. Bei zwei Reisen nach Israel 2007 und 2009 sowie in Wien entstanden etwa 100 Stunden Interviews mit 20 Zeitzeugen. Die Begegnungen, die Auseinandersetzung mit den Interviews und die Freundschaften, die daraus entstanden, wurden für das Team zu einer geistig und menschlich prägenden Erfahrung, die weit über das Projekt hinausreicht, und zu einer ungemein starken Motivation für die Arbeit.

Plötzlich standen einander zwei „Gegenwarten“ gegenüber. Die eine „Gegenwart“ entdeckte das Team staunend

auf diesen Reisen: das Weiterleben einer untergegangenen und vergessenen Wiener jüdischen Gemeinde in Israel und in deren vertriebenen Mitgliedern. Diese sind in ihrer Sprache und in ihrem Habitus so sehr Wiener, als hätten die 70 Jahre (heute bereits 75 Jahre) seit der Vertreibung diesem kulturellen Wesen kaum etwas anhaben können – und zugleich sind sie Israelis, die hier ein langes Berufsleben hinter sich haben, sowie Eltern, Großeltern, ja Urgroßeltern in dieser Gesellschaft und Kultur, die sie mit aufgebaut haben. Die andere „Gegenwart“ lag in Wien halb verborgen unter der materiellen Oberfläche der Stadt und zwischen den archivarischen Dokumenten. Erst durch die Projektarbeit wurden Spuren eines einstigen Lebens wieder sicht- und spürbar. Zum Sprechen gebracht wurden die Spuren aber vor allem durch die Erinnerungen der Geflohenen.

Parallel zur „Oral History“, der „mündlich“ vermittelten Geschichte, verlief die historische Recherche. Sie führte zurück in die 1830er und -40er Jahren zu den Ursprüngen der Gemeinde; verfolgte deren Entwicklung ins 20. Jahrhundert und suchte die wichtigsten Orte, Persönlichkeiten und Organisationen zu fassen. Florian Wenninger konnte als Mitarbeiter gewonnen werden, der die bis dahin unausgearbeitete Datenbank eines universitären Forschungspraktikums ins Projekt einbrachte und nach zwei Richtungen auswertete: die jüdischen Be- >

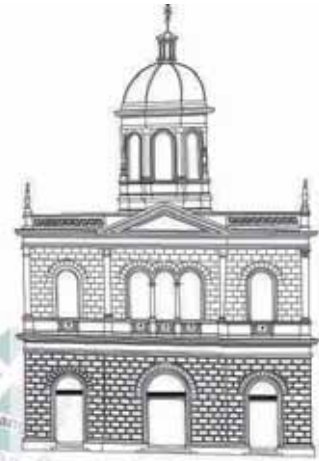
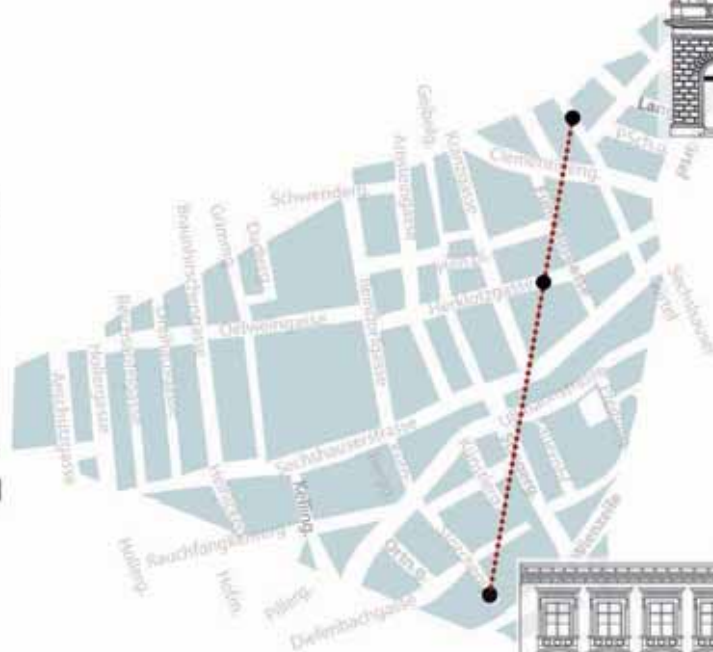
Der Tempel Turnergasse, erbaut  
1872, auf einer Postkarte.  
Foto: KÖR



Jüdische Räume in einem Wiener Grätzel. Zehn Stationen sind mit Gedenktafeln gekennzeichnet.



Herklotzgasse 21



Turnertempel



Storchenschul

## JUDEN IN ÖSTERREICH

In Österreich lebten 1938 ungefähr 206.000 Menschen (Wien: 185.000), die der jüdischen Bevölkerungsgruppe zuzurechnen waren. 181.000 waren Mitglieder der Israelitischen Kultusgemeinde. Von ihnen konnten bis 1939 etwa 130.000 fliehen, etwa 65.000 wurden deportiert und kamen in Konzentrationslagern um. Ein großer Teil der Überlebenden kehrte nicht mehr zurück. 2001 wurden offiziell in Wien 6988 Juden gezählt. Neben den menschlichen Tragödien hat Österreich auch einen wichtigen Teil seines wissenschaftlichen und kulturellen Erbes verloren, wie die Geschichte von Nobelpreisträgern unterstreicht, die in Wien geboren waren.

> wohner des 15. Bezirks 1938-45 und die hier stattgefundenen Arisierung. Alexandra Zabransky arbeitete ein Vermittlungsprogramm für Kinder und Jugendliche aus, das die wichtigsten Projektaktivitäten begleitete.

Im ehemaligen Festsaal der Herklotzgasse 21 – dem ehemaligen Vereinshaus, zionistischem Zentrum und einem der lebendigsten Orte der jüdischen Gemeinde – fand schließlich 2008/09 die Ausstellung und Videoinstallation „Das Dreieck meiner Kindheit“ statt. Thomas Hamann kam als Gestalter hinzu. Die thematisch geschnittenen Videos dieser Ausstellung wurden nun in der DVD-Produktion „Strom der Erinnerung“ in Zusammenarbeit mit W24, dem Wiener Stadtsender, der dem Thema 2013 einen großen zeitgeschichtlichen Programmschwerpunkt widmet, neu verarbeitet und erweitert.

2009 wurde gemeinsam mit Radio Orange 94.0 ein Audioguide im 15. Bezirk entwickelt. Zehn Stationen sind im öffentlichen Raum durch Tafeln ge-

kennzeichnet und laden dazu ein, über das Handy Interview-Sequenzen zu den betreffenden Orten in einer von fünf Sprachen (Deutsch, Englisch, Hebräisch – sowie Türkisch und Serbisch/Kroatisch/Bosnisch, um die heutige migrantische Bevölkerung des Bezirks direkt anzusprechen) zu hören oder sich von der Projektwebsite herunterzuladen. 2012 wurde der „Erinnerungsort Turnertempel“ an der Stelle der zerstörten Synagoge eröffnet, der in dieser Publikation an anderer Stelle ausführlich beschrieben wird.

## Geschichte der jüdischen Gemeinde „Sechshaus“

Die jüdische Vorstadtgemeinde „Fünfhäus“ bzw. „Sechshaus“ reicht als religiöse Gemeinde bis in die 1840er, als jüdischer Siedlungsort sogar bis in die frühen 1830er Jahre zurück, als sich hier jüdische Fabrikanten anzusiedeln begannen, um schließlich in den 1840er- und 1850er Jahren das Zentrum der



Wiener Textilindustrie zu etablieren. Diese Fabrikanten bilden sozial- und wirtschaftsgeschichtlich den Ursprungsmoment der Gemeinde. Die Niederlassung von Fabrikanten in den Vorstädten ist vor dem Hintergrund zu sehen, dass Juden und Jüdinnen bis 1848 die Ansiedlung „auf dem offenen Land von Niederösterreich“ prinzipiell untersagt war – wie in den meisten Teilen der Monarchie, von einzelnen Städten mit ihren Ghettos und Judenstraßen sowie von den tolerierten, aber numerisch streng begrenzten Juden Wiens abgesehen. Eine Ausnahme bildeten aufgrund der wirtschaftlichen Bedeutung die Verordnungen für Fabrikanten, die sich weitgehend frei ansiedeln konnten, jedoch keine jüdischen Arbeiter anstellen durften. Daraus ergab sich, dass die wenigen „Tolerierten“ verhältnismäßig wohlhabend waren – während ein anderer Teil der in Wien und seinen Vorstädten lebenden Juden (vor allem Männer) hier inoffiziell arbeitete und lebte. Nach der Verfassung von 1849, der Auflösung der alten Grundherrschaften und Zunftzwänge, im Zuge der Industrialisierung

## *Nach 1849 strömten viele ärmere Juden und Jüdinnen aus den Kronländern nach Wien.*

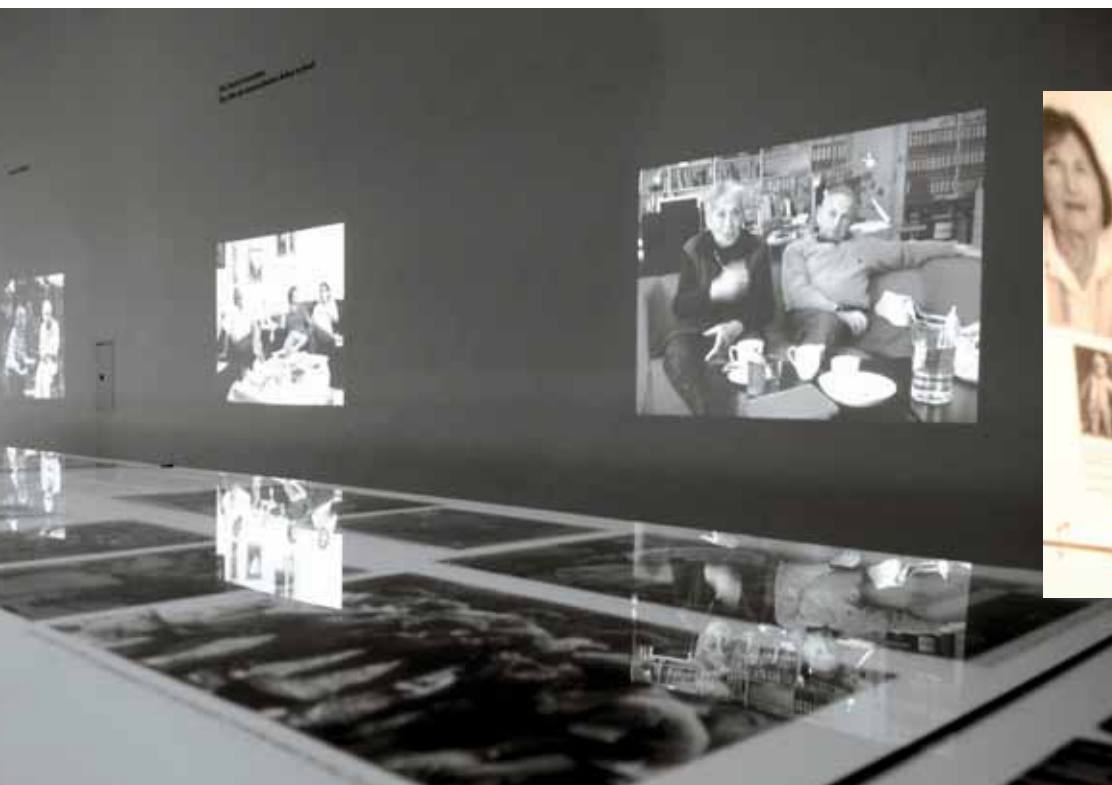
und Liberalisierung des Wirtschaftslebens sowie aufgrund neuer Eisenbahnlinien strömten hauptsächlich ärmere Juden und Jüdinnen nach Wien – an der Seite von hunderttausenden Nichtjuden und -jüdinnen aus den Kronländern, die sich aus ähnlichen Gründen in der Residenzstadt ansiedelten.

Der Übergang von einer kleinen, relativ wohlhabenden jüdischen Bevölkerung im Vormärz zu deren Proletarisierung in der Gründerzeit stellte sich in den südwestlichen Vorstädten auf ganz eigene Weise dar und gab der Gemeinde ein

besonderes Gepräge. Bis 1848 bildeten Fabrikanten, vor allem Textilfabrikanten, die bei weitem wichtigste Gruppe in einer mit keinem anderen Bezirk Wiens vergleichbaren Konzentration.

Im Verlauf der Gründerzeit veränderte sich die Zusammensetzung der jüdischen Bevölkerung, um sich der eines armen Arbeiterbezirks anzugleichen. Zugleich kann man aufgrund der Lage außerhalb des „Erucks“ (ein durch einen „Zaun“ gekennzeichnete Bereich, innerhalb dessen die Sabbatregel, nichts tragen zu dürfen, keine Anwendung findet) und der geringen Konzentration von Juden und Jüdinnen davon ausgehen, dass es kein Ort der Wahl für die streng Orthodoxen war.

Die hier lebenden Juden und Jüdinnen waren von Anfang an relativ gleichmäßig innerhalb der vorhandenen Siedlungsstrukturen verteilt. Diese Streuung gilt auf allen Bezugsebenen: in der gesamten Gemeinde, in den Vororten und städtischen Bezirken, in den Vierteln, Straßen und Häusern. Verdichtungen gab es vor allem in der Organisation der Gemeinde und bis zu einem ge- >



**„Das Dreieck meiner Kindheit“: Mit der Ausstellung begann eine neue Arbeit der Erinnerung.**

Fotos: Verein coobra

## ZUR PERSON

**Dr. Georg Traska** ist Kunsthistoriker und Lektor an der Uni Wien. Als Mitarbeiter des „Instituts für historische Intervention“ konzipiert er Ausstellungen, Erinnerungsprojekte sowie Veranstaltungen und publiziert zu zeitgeschichtlichen Themen rund um die NS-Zeit, jüdische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts sowie österreichische Musik- und Kabarettkultur (zuletzt gemeinsam mit Christoph Lind „Hermann Leopoldi – Hersch Kohn. Eine Biografie“). Ein österreichisch-tschechisches Projekt über „Tschechen und Deutsche in Böhmen und Mähren 1938–47“ befindet sich in Vorbereitung.

> wissen Grad bei den Geschäften. Die Streuung impliziert, dass die jüdischen Haushalte vorwiegend an nichtjüdische Nachbarn grenzten. Wie auch immer die Frage der Konzentration der Wiener Judenschaft diskutiert wird (der quantitativen und qualitativen, der eher durch Ausgrenzung erzwungenen oder selbst gewählten Konzentration), so war sie in dieser Region hinsichtlich der räumlichen Strukturen denkbar gering. Das bedeutet, dass die hier lebenden Juden und Jüdinnen kein starkes Bedürfnis nach einer abgeschlossenen jüdischen Lebenssphäre hatten. Allerdings steht der räumlichen Integration in der Umgebung ein relativ hoher Organisationsgrad in jüdisch definierten Gruppierungen gegenüber. Die 1867 offiziell gegründete jüdische Gemeinde „Sechshaus“ umfasste den Bereich der heutigen Bezirke XII bis XV und war innerhalb von Vororten entstanden, als diese gerade den Wandel von Bauerndörfern zu proletarischen Vorstädten vollzogen. Fünfhaus und Sechshaus bildeten den Kern der weitläufigen Gemeinde: mit dem Tempel in der Turnergasse 21 (ab 1871), der Storchenschul 22 (ab 1873) und einem Vereinshaus in der Herklotzgasse 21 (ab 1906). Die weitläufige Gemeinde im Südwesten Wiens zeichnete sich nicht durch eine besondere Dichte der jüdischen Bevölkerung aus: In Fünfhaus waren es 4,5 bis 5,5 Prozent der Gesamtbevölkerung, in den übrigen Tei-

len der Region weniger. Doch es gab auch weite Bereiche Wiens, die einen niedrigeren Anteil aufwiesen. Dem in Wiener Relation eher niedrigen jüdischen Anteil an der Bevölkerung stehen das verhältnismäßig hohe Alter der Gemeinde und deren Organisationsgrad gegenüber.

Warum im allgemeinen Geschichtsbewusstsein die jüdische Bewohnerschaft von Rudolfsheim-Fünfhaus die längste Zeit kaum existiert, kann also nicht einfach aus deren numerischen Rang erklärt werden. Es hängt wesentlich mit dem Charakter des Bezirks und der jüdischen Gemeinde, die nicht mit den Klischees vom Wiener Judentum übereinstimmen, zusammen.

Die Klischees sehen eine Dominanz von weitgehend assimilierten, wohlhabenden Freischaffenden, Industriellen und hohen Angestellten einerseits und von armen, religiösen „Ostjuden“, die sich im 2. und 20. Bezirk konzentrierten, andererseits. Auch die philosemitische Vorstellung der überproportional aktiven jüdischen Intellektuellen und Künstler greift in Fünfhaus und Rudolfsheim nicht. Der (heutige) 15. Bezirk, in dem das Zentrum der Vorstadtgemeinde lag, sowie Meidling sind seit der Gründerzeit Arbeiterbezirke mit einem hohen Anteil an Kleingewerbe. Dem entsprachen auch die Lebensverhältnisse der jüdischen Bevölkerung, die wenigstens in den 1860er und 70er Jahren in die Tausende ging.

## Turnertempel, Storchenschul und Herklotzgasse 21

Der Turnertempel (Turnergasse 22) war das religiöse Zentrum der vorstädtischen jüdischen Gemeinde und zugleich sein öffentlich sichtbarstes Symbol. Der Turnertempel wurde 1871-72 nach den Plänen von Carl König als dritte Synagoge Wiens und seiner Umgebung erbaut und bezeugte damit das Alter und die Bedeutung der Gemeinde „Sechshaus“ innerhalb des Wiener Judentums. Er war im Leben fast aller jüdischen Familien dieser Gemeinde verwurzelt, und in dem benachbarten Gemeindehaus waren zahlreiche Vereine untergebracht.

Die Storchenschul (Storchengasse 21) reicht als der zweite wichtige jüdische Sakralbau der Gemeinde „Sechshaus“ etwa ebenso weit in deren Geschichte zurück wie der Turnertempel, nämlich bis



**Stark und frei werden: der Maccabi Turnverein in der alten Turnhalle.**





**Haja Izhaki, Schülerin der Storchenschul,  
sollte den Holocaust überleben.**

Foto: „Strom der Erinnerung“

ins Jahr 1873. Damals als geräumiges Bethaus entstanden, wurde die Storchenschul 1934 nach den Plänen von Ignaz Reiser zur zweiten Synagoge der Gemeinde ausgebaut und mit einer neuen Straßenfassade versehen. Sie war das Zentrum der hiesigen orthodoxen Juden und Jüdinnen, wobei sich Orthodoxie vor allem auf die Bevorzugung eines bestimmten religiösen Ritus durch Einwanderer der ersten und zweiten Generation bezog – gegenüber einem hier schon länger verwurzelten Wiener Judentum. Der Unterschied vom liberaleren Turnertempel lag also mehr im kulturellen und sozialen Hintergrund der Mitglieder als in den religiösen Grundsätzen.

1906 erwarb die jüdische Philanthropin Regine Landeis das Gebäude in der Herklotzgasse 21 und stellte es jüdischen Vereinen zu Verfügung. Anfangs hatten hier vor allem Fürsorge-Vereine mit einem Schwerpunkt auf Kin-

derfürsorge ihren Sitz. In den 1920er Jahren wurde das Gebäude zu einem zionistischen Zentrum für die südwestlichen Außenbezirke der Stadt, aber auch noch für den 6. und 7. Bezirk. In den Erinnerungen der Zeitzeugen spielt die Herklotzgasse 21 eine bedeutende Rolle als der Ort ihrer ersten jüdischen Sozialisation außerhalb der Familie, aber auch einfach als der Platz, an dem sie einen liebevoll geführten und pädagogisch fortschrittlichen Montessori-Kindergarten oder den Turnverein besuchten. Ältere Kinder waren Mitglieder zionistischer Jugendorganisationen, die 1938/39 zu den wichtigsten Fluchthelfern für Jugendliche wurden. Die Ausspeisung, die hier seit 1906 für die ärmsten Juden und Jüdinnen bestand, wurde nach 1938 für viele zu einer bitteren Notwendigkeit, als ihnen alle Möglichkeiten, für ihren eigenen Unterhalt aufzukommen, genommen worden waren. ┘



Mit dem Anschluss Österreichs am 12. März 1938 begannen die Nationalsozialisten, die jüdische Bevölkerung zu terrorisieren.

Foto: Corbis

# Geplündert, vertrieben, ermordet

Die jüdische Gemeinde in Sechshaus überstand die Ereignisse des Jahres 1938 – den Anschluss Österreichs an Hitlerdeutschland und die Welle der Gewalt gegen die jüdische Bevölkerung – nicht. In der Nacht auf den 9. November wurde auch ihre Synagoge, der Turnertempel, zerstört.

*Text: Georg Traska*

**M**it dem Anschluss am 12. März 1938 hörte Österreich zu existieren auf und gliederte sich – unter Druck, aber ohne Widerstand zu leisten – in das nationalsozialistisch regierte Deutsche Reich ein. Am selben Tag und noch am Vorabend traten die bis dahin illegal organisierten österreichischen Nationalsozialisten öffentlich auf und begannen die jüdische Bevölkerung zu terrorisieren. Nicht geringe Teile der Zivilbevölkerung schlossen sich der NS-Euphorie, der sadistischen Gewalt und missgünstigen Gemeinheit an. Unter der Oberfläche von politischer Propaganda und ziviler Bewegung begann eine beispiellose Beraubung, Drangsalierung und Verfolgung der jüdischen Bevölkerung. Sie wurde aus fast allen Bereichen des öffentlichen und privaten Lebens gedrängt und der unvermeidlichen Verelendung ausgesetzt. Die Verfolgung zielte, solange die Grenzen der Nachbarländer offen waren, auf die Vertreibung aller Juden und Jüdinnen aus dem Deutschen Reich ab – unter Zurückhaltung des größtmöglichen Teiles ihres Vermögens. Bei den Betroffenen führte das zu verzweifelten Anstrengungen um Selbstbehauptung, die bald nur noch in der Flucht bestand, und zu stark vermehrten Selbstmorden. Mitunter, aber viel zu selten, wurden die Verfolgten auch von nicht-jüdischen Österreichern unterstützt.

Die jüdische Gemeinde „Sechshaus“ war von diesen Ereignissen gleichermaßen betroffen wie ganz Österreich. Die Bewohner wurden aus ihren Wohnungen verdrängt und in Sammelwohnungen konzentriert, zuerst noch in derselben Umgebung. Später wurden jene, denen die Flucht nicht gelang, in den 2. Bezirk

umgesiedelt, von wo sie in die Konzentrations- und Vernichtungslager deportiert wurden. Die Kinder wurden aus ihren Schulklassen in jüdische Sammelschulen gezwungen, fast alle Juden und Jüdinnen verloren ihre Arbeit, ihr Besitz wurde geplündert und unter dem juristischen Deckmantel der „Arisierung“ meist schamlos geraubt.

### „Arisierung“

Nach der NS-Diktion bedeutete „Arisierung“ die Überführung von „jüdischem“ in „arischen“ Besitz. Der Vorgang betraf alles, was irgendwie von Wert war. Im Fall des Einzelhandels war er für die Öffentlichkeit am deutlichsten sichtbar, nachdem die Geschäfte vor aller Augen von Nazis beschmiert, verwüstet und geplündert wurden. Doch betrafen Arisierungen alle Lebens- und Wirtschaftsbereiche von Mietrechten, dem Privatbesitz, Gewerbe- und Industriebetrieben bis zu Urheberrechten etc. Überwiegend handelte es sich um eine „legal“ gedeckte Form des Raubes, also um Zwangsverkäufe unter extremen Bedingungen oder um gewaltsame Aneignung, die nicht geahndet wurde. Privatpersonen machten sich ungefragt zu Kommissaren von jüdischen Geschäften und Betrieben und lenkten die weiteren Vorgänge nach ihren Bedürfnissen, oder sie bedienten sich einfach in der Nachbarwohnung. NS-Funktionäre und parteinahe Personen nutzten ihre Position dabei leidlich aus. Einige Monate nach dem „Anschluss“ versuchten die NS-Behörden die Arisierungen besser zu kontrollieren, um die individuelle Bereicherung einzudämmen und den Besitz dem NS-Staat einzuverleiben. Die Erlöse, die Juden und Jüdinnen erhielten, wurden in der Regel auf ein Sperrkonto

übergeführt, über das sie nicht verfügen konnten. Sondersteuern wie die „Reichsfluchtsteuer“ taten das ihre zur möglichst restlosen Enteignung der jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner.

### Kulturelle Auslöschung

Die Absicht der Nazis war es, die unermesslich vielfältigen Beiträge, die Juden und Jüdinnen über Jahrhunderte in der deutschsprachigen Kultur und Kunst hinterlassen hatten, auszulöschen – und nach Möglichkeit das gesamte Judentum über diesen Raum hinausgehend auszulöschen. Eine der einschneidendsten Akte dieser Auslöschung war die Zerstörung der Synagogen in der Reichspogromnacht des 8. und 9. November 1938. Alle Synagogen Wiens wurden verwüstet, alle freistehenden wurden in Brand gesetzt, so auch der Turnertempel. Das Grundstück wurde gleich nach der Zerstörung des Tempels von einem benachbarten Transportunternehmer, welcher der lokalen NSDAP nahe stand, „auf dem Weg der Arisierung“ erworben und an seiner Stelle eine Garage errichtet. Diese bestand bis in die 1970er Jahre, und erst ab den 1980er Jahren erinnerte eine versteckte Gedenktafel an die zerstörte Synagoge. Die Storchenschul konnte, weil mit den Nachbarhäusern in engem Bauverbund stehend, nicht abgebrannt werden und wurde nur in ihrem Inneren zerstört. Daher befinden sich bauliche Reste der Synagoge bis zum heutigen Tag in der Storchengasse 21.

### Flucht und Ermordung

Bei den meisten Jüdinnen und Juden, die über die für die Ausreise erforderlichen Mittel und über die notwendige >

## *Den Erinnerungen an Wien und Österreich haftete immer etwas Ambivalentes an.*

> geistig-körperliche Energie verfügten, richteten sich bald nach dem Anschluss alle Anstrengungen auf die Organisation der Flucht. Bis Kriegsbeginn im September 1939 war das größte Fluchthindernis nicht die Aus-, sondern die Einreise in ein anderes Land, das heißt, dessen Aufnahmebereitschaft. Die Flucht wurde von den NS-Behörden zwar grundsätzlich gefördert, allerdings brachten die Mechanismen der möglichst vollständigen Beraubung, die der Ausreise vorangingen, auch große bürokratische Hürden mit sich. Die gesamte Abwicklung der Flucht wurde der Israelitischen Kultusgemeinde Wien und anderen jüdischen Organisationen überlassen. Diese trieben finanzielle Unterstützung aus dem Ausland auf und organisierten sogar Umschulungslager, um den Fliehenden in den Aufnahmeländern erwünschte Qualifikationen zu verschaffen. Selbst wenn die Flucht aus dem Deutschen Reich gelang, gerieten viele der Entflohenen nicht in die erhoffte Freiheit, sondern in eine weitere, oft Jahre währende Gefangenschaft, da deutschsprachige Juden und Jüdinnen von den Kriegsgeg-

**Anstelle des Turnertempels baute ein „Ariseur“ eine Garage, die hier bis in die 1970er Jahre stand.**

Foto: Martin Weber



nern Deutschlands als potenzielle Feinde oder Spione behandelt wurden und illegale Palästina-Flüchtlinge von den englischen Mandatsherren vor der Küste abgefangen, deportiert und jahrelang in Lagern festgehalten wurden.

Von den rund 206.000 österreichischen Juden und Jüdinnen gelang etwa zwei Drittel die Flucht, mindestens 65.000 wurden ermordet. Dass der NS-Terror über Österreich bereits anderthalb Jahre vor Kriegsbeginn hereinbrach, war in dieser Hinsicht ein „Vorteil“ für die jüdische Bevölkerung, weil so noch verhältnismäßig viel Zeit verblieb, bis die meisten Staatsgrenzen mit dem Kriegsbeginn im September 1939 unpassierbar wurden. Allerdings war es insbesondere für ärmere Juden und Jüdinnen angesichts der NS-Beraubungspolitik extrem schwierig, die Mittel für die Reise aufzubringen. Die schwächeren, älteren Bevölkerungsschichten blieben zu einem weit größeren Teil zurück und wurden ermordet. Viele wurden auf der Flucht in Nachbarländern, etwa der Tschechoslowakei, Ungarn oder Jugoslawien, vom NS-System eingeholt und gerieten dort in die Vernichtungsmaschinerie. Von denen, die in ein Ghetto, Konzentrations- oder Vernichtungslager deportiert wurden, überlebten nur wenige. Kurz nach dem Anschluss wurden vor allem Prominente und (potenzielle) Regimegegner in die KZ Dachau und Buchenwald deportiert, eine weitere Deportationswelle in diese KZ stand mit dem Novemberpogrom 1938 in Zusammenhang. Im Juli 1941 beschloss das Nazi-Regime die „Endlösung der Judenfrage“, also die vollständige Vernichtung, und die Deportation in die Vernichtungslager begann. Geringe Überlebenschancen bestanden nur für die, die als „arbeitsfähig“ von der unmittelbaren Ermordung ausgesondert wurden, oder in manchen Ghettos – für Österreicher vor allem im Ghetto Theresienstadt. Für die meisten war auch dieses nur ein Durchgangslager in die Vernichtung.

Ungefähr 4000 von etwa 185.000 Juden und Jüdinnen, die 1938 in Wien gelebt hatten, erlebten hier die Befreiung. Die meisten von diesen lebten mit einem nicht-jüdischen Ehepartner oder waren nach den Begriffen der Nürnberger Rassengesetze „jüdische Mischlinge ersten oder zweiten Grades“. Sie wurden nicht grundsätzlich deportiert, doch war auch das für niemanden klar. Es wurde für Teilgruppen unterschiedlich und mitunter vollkommen willkürlich gehandhabt.





Anstehen um Ausreisepapiere. Foto: Corbis

Auch „Halbjuden“ oder mit Nicht-Juden Verheiratete lebten Jahr um Jahr, Tag um Tag in derselben permanenten Angst wie alle anderen hier verbliebenen Juden und Jüdinnen, von denen fast alle deportiert und ermordet wurden.

Nach 1945 siedelte sich in den südwestlichen Außenbezirken keine jüdische Gemeinde mehr an. Vereinzelte jüdische Bewohner waren nur auf eine gesamte Wiener Gemeinde mit ihrem Zentrum in der Seitenstättengasse und weiteren Infrastrukturen im 2. Bezirk bezogen. Eine Episode jüdisch-gesellschaftlichen Lebens in dieser Region kam lediglich dadurch zustande, dass in dem Gebäude in der Storchengasse 22, das in Rechtsnachfolge des bis 1938 hier ansässigen Bethausvereins an die Israelitische Kultusgemeinde Wien restituiert wurde, in den Jahren 1955-74 der Haschomer Hazair sein „Nest“ (hebräisch: Ken) hatte. In der linkszionistischen Jugendorganisation erfuhren viele der heute bekannten jüdischen Intellektuellen Wiens ein Stück ihrer Sozialisation. >



Erika Kaufman mit ihrer Mutter auf dem Schiff nach Shanghai, 1939. Foto: Verein coobra

## Erinnerung und Erinnerungsarbeit

Die Entrechtung und Vertreibung der jüdischen Bevölkerung aus Wien war endgültig. Die Vertriebenen konnten zwar physisch nach Wien zurückkehren, aber das konnte nie ein Anschließen an die Zeit vor 1938 sein. Dennoch unterhielten die Vertriebenen in all den Jahrzehnten, die seither vergingen, eine intensive innere und äußere Verbindung mit dem Land ihrer Herkunft und mit der Stätte, an der ihr Leben eine katastrophale Wende genommen hatte. Manche brauchten Jahrzehnte, um eine erste Rückkehr zu wagen; andere konnten die innere Barriere nie überwinden. Aber alle nahmen etwas von „ihrem“ Wien mit: in der Sprache, in kleinen kulturellen Gewohnheiten oder in den musikalischen Vorlieben. Gerade aber den positivsten Erinnerungen an Wien und Österreich haftete immer etwas Ambivalentes durch den tiefen Bruch, der ein Anschließen an diese guten Erlebnisse ein für allemal ausschloss, an. Das Projekt „Herklotzgasse 21“ traf die Überlebenden dieser Gemeinde in einem Alter an, als die Auseinandersetzung mit den in Wien verbrachten Kindheits- und Jugendjahren eine neue Intensität erreichte. Manche von



**Oben: Chava Kopelman, Erika Goldschmid und Dita Segal (von links).  
Unten: Kindergarten Herklotzgasse, ca. 1935. Fotos: Verein coobra**



**Dita Segal mit ihren Eltern im heutigen Auer-Welsbach-Park, ca. 1934. Der Vater wurde ermordet, Mutter und Kind überlebten Auschwitz. Foto: Verein coobra**

ihnen begannen einander zu suchen. Chava Kopelman hängte beispielsweise ein Foto von ihrem Jahrgang des jüdischen Kindergartens aus dem Jahr 1935 am österreichischen Konsulat auf das schwarze Brett – mit der Frage, wer sich darauf selbst oder andere erkenne und mit der Bitte um Kontaktaufnahme. Für die Suche nach Zeitzeugen und das forschende Fragen hätte es also keinen besseren Zeitpunkt geben können. Einer Generation von Österreichern angehörend, die in die Verbrechen der NS-Zeit nicht verstrickt waren, wurden die Projekt-Initiatoren mit offenen Armen empfangen und es bereitete den israelischen Alt-Österreichern sichtlich Freude, ihre Erinnerungen zu teilen. Die Interviews in stunden-, mitunter ganze Tage lang währenden Sitzungen waren von extremer Gefühlsintensität und mit Hilfe des Jewish Welcome Service gelang es, die meisten Interview-Partner zur Ausstellungseröffnung 2008 nach Wien zu bringen. Welche Tiefe

## DER VORWAND

**Herschel Grynspan**, 17 Jahre alt und aus Polen stammend, lieferte den Nationalsozialisten den Vorwand, für die Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung. Als Grynspan, der in Paris lebte, von der Vertreibung seiner Familie in Polen erfuhr, besorgte er sich einen Revolver, suchte die deutsche Botschaft auf und schoss dort auf Legationssekretär Ernst Eduard vom Rath, der zwei Tage später, am 9. November, an seinen Verletzungen starb. Hitler persönlich beförderte den unbekanntem Diplomaten unmittelbar nach dem Attentat noch rasch in den Rang eines Botschaftssekretärs erster Klasse. Propagandaminister Joseph Goebbels machte in einer Rede eine „Jüdische Weltverschwörung“ für die Vorfälle in Paris verantwortlich und lobte spontane judenfeindliche Aktionen, wonach die antisemitischen Gewaltaktionen im ganzen Reich systematisch organisiert wurden.



Erinnerungsstück: ein altes Gebetsbuch.

Foto: Verein coobra

des Austausches, des Vertrauens und der Freundschaft dabei entstehen würde, war aber nicht sofort zu begreifen. Es war angesichts der Unwiederbringlichkeit und traumatischen Fortdauer der Verluste von Eltern, Großeltern, Geschwistern, Freunden in der NS-Vernichtungsmaschine beinahe beschämend, wie große Bedeutung die Überlebenden der rein symbolischen Arbeit des Projektes beimaßen und bis heute beimessen. Erst nach und nach verstanden die Initiatoren des Projektes, dass das offene, respektvolle und kreative Darstellen der Erinnerungen und Relikte dieser jü-

dischen Gemeinde am Ort der Kindheit, der familiären und kulturellen Wurzeln etwas sehr tief in den Seelen der Überlebenden berührte. Wenn es auch nichts beruhigen konnte – leider in einigen Fällen sogar eine weitere seelische Unruhe erzeugte –, so konnte es doch einen gewissen Bogen schließen, hier in Wien wieder willkommen zu sein und einen öffentlich sichtbaren Platz der Erinnerung eingeräumt zu bekommen. Dieser „sinnvolle“ Bogen kann wenigstens koexistieren neben dem zutiefst Sinnlosen, Sinnentstellten und Menschen-Entstellenden der NS-Gewalt. ┘



# ART & ANTIQUÉ

HOFBURG  
VIENNA  
09. BIS 17.11.13

Die Messe für Kunst,  
Antiquitäten und Design  
Täglich 11.00 bis 19.00 Uhr  
[artantique-hofburg.at](http://artantique-hofburg.at)

Besuchen Sie auch die erstmals parallel stattfindende **WOHNDESIGN PURE Vienna**. Internationale Top Brands präsentieren sich **von 14. bis 17. November 2013** im Parterre der Hofburg.

# JAHRE DER ERINNERUNG

Da zieht jemand in ein Haus ein und stolpert über ein Stück Geschichte. So ungefähr kann man den Anfang des Projektes „Strom der Erinnerung“ beschreiben, dessen Teilnehmer sich seit gut sechs Jahren mit der Geschichte und der Zerstörung der jüdischen Gemeinde in Wien-Sechshaus befassen. Ein Blick in die Werkstatt der Erinnerung.

## Die Geschichte(n) eines Hauses

**D**er Punkt lässt sich im Nachhinein nicht mehr genau festmachen. Der Punkt, an dem man innehält und nicht sofort zur Tagesordnung übergehen kann. Der Punkt, an dem man beginnt, einfache Fragen zu stellen und nicht akzeptieren kann, keine Antwort zu bekommen. Auslöser war ein scheinbar banaler Akt – die Übersiedlung des eigenen Büros an eine neue Adresse: Herklotzgasse 21 in 1150 Wien. Die Kisten sind ausgepackt, die Schreibtische aufgebaut, der Computer läuft und der Arbeitsalltag kann kommen. Ein schönes Gründerzeithaus mit Blick in den grünen Innenhof und mit Blick auf einen Zubau mit den Lettern „Turnhalle“. Was ist das für ein Haus? Noch ist

es still, aber es gibt eine Ahnung, dass die Wände murmeln und Geschichten erzählen können.

Vielleicht war es das Buch der Tochter der letzten Hausmeisterin, die die Lebensgeschichte der Mutter aufgeschrieben hat. Vielleicht war es, nach Lektüre des Buches, die Begegnung mit dieser Tochter,

Inge Rowhani, die auf der Suche nach ihrer eigenen Lebensgeschichte einen Blick in das damals noch verfallene Haus geworfen hat und wie zufällig auf einen Teil des fehlenden Archivs der Kultusgemeinde gestoßen ist in einem vergessenen Zimmer.

Aber wahrscheinlich war es die erste Begegnung mit Moshe Jahoda, einem überlebenden Kindergartenkind der Herklotzgasse, aufgewachsen in einer Gasse einmal ums Eck, der als Leiter der Claims Conference zwischen Wien und Tel Aviv pendelt und nie wieder einen Fuß in das Haus seiner Kindheit gesetzt hat. Und seine Worte im Mail nach dem ersten Treffen im Kaffeehaus: „In meinen Kindheitserinnerungen ist das Dreieck Herklotzgasse 21, der Turnertem-





Das Projektteam  
von links: Georg  
Traska, Ursula  
Henzl, Judith  
Pühringer,  
Michael Kofler

pel und die Storchenschul ähnlich einer Burg mit drei Türmen, umgeben von einem drohenden Vulkan, der jederzeit (...) ausbrechen könnte. Ich würde gerne unser Gespräch über die Elemente der physischen und geistigen Komponenten dieses Dreiecks fortsetzen ...“

Es war diese erste Erzählung eines Vertriebenen, eines Überlebenden, der die Wände zum Sprechen gebracht hat, der den Erinnerungs- und Erzählfaden eines ganzen Stadtteils aufgegriffen hat und dieses Erinnerungsknäuel in unseren Schoß geworfen hat. Wir mussten es nur auffangen. Die Erzählungen haben sich vervielfacht – in den Lebengeschichten von Überlebenden in Wien, Israel und den USA – und erweitert um die Blickwinkel der zweiten und dritten Generation, die die Geschichten ihrer Großeltern oft zum ersten Mal in dieser Ausführlichkeit erzählt haben. Erweitert wurde die Erzählung auch durch die Geschichten, Bilder und Erinnerungen an die ermordeten Freunde, Bekannte und Familienmitglieder.

Zentral war ein kurzer Moment des Innehaltens. Ein Moment des Hinschauens und Nicht-Wegschauens. Es ging um genaues Zuhören und Zulassen. Ein kurzer Moment nur, um als Menschen der Gegenwart angesichts der NS-Verichtung und NS-Verfolgung und der damit verbundenen Traumatisierung zumindest einen symbolischen Akt als kleinen Beitrag zur Erinnerungskultur eines Landes zu setzen.

*Judith Pühringer,  
Herklotzgasse 21 / Verein coobra*

**B**erichte von Zeitzeugen des Nazi-Terrors werden schon seit längerem vielerorts audiovisuell dokumentiert. Mittlerweile sind international viele gefüllte Archive entstanden. Und in diesen Archiven drohen sie bald wieder im Schweigen der Nichtwahrnehmbarkeit und des Vergessens zu versinken.

Nur selten werden die Dokumente breiter zugänglich, werden „ausgestellt“, etwa im Rahmen von Präsentationen oder als Bestandteil von Dokumentationen. So gut wie immer sind diese Berichte dann von Gestaltern stark gekürzt, thematisch montiert und in den Dienst einer pädagogischen bzw. exemplarischen Demonstrationsabsicht genommen.

So wie das Schicksal seinerzeit in das Leben der Zeugen eingegriffen hat, so greifen diese Gestalter nun wieder in deren Berichte und Erzählungen ein.

Das Projekt „Strom der Erinnerung“ setzt dagegen ein Zeichen. Es bringt die authentischen

Zeugnisse ungekürzt an die Öffentlichkeit. Die Erzählungen der Überlebenden der Herklotzgasse liefen 100 Tage in dem TV-Sender W24 und sie werden durch 24 Stunden auf den Sendern W24 und okto zu sehen und zu hören sein und einen Raum in der Öffentlichkeit finden (Samstag 9.11., ab 24 Uhr, „75 Jahre Reichspogromnacht“).

Dann treten die erlebten Geschichten wieder hinter der verfassten Geschichte hervor und können den Respekt beanspruchen, der den individuellen Schicksalen zeitlos zusteht.

Gegen das Verdrängen und Vergessen können die Groß- und Urgroßeltern rund um die Uhr ihr Raunen setzen und mit jedem Recht die Heutigen mahnen: „Werdet klug, respektvoll und mutig durch unser Schicksal!“

*Richard Richter  
Psychotherapeut, Historiker*

## Die Erlebnisse hinter der Erzählung



Ich stehe prinzipiell, wenn ich filme, weil das meine Konzentration erhöht und ich es auch als eine Form des Respektes vor den Menschen vor der Kamera empfinde. Und obwohl die Kamera sehr ruhig und meist fast unbewegt den Erzählenden folgt, hieß das für mich, täglich etwa acht Stunden ruhig und in höchster Konzentration zu stehen,

## Wahrheit der Kamera

oder: er/sie/es erinnerte,  
du Erinnerst, ich erinnere

und ich erinnere mich an zeitweiliges Erstarren, Erzittern, an Gänsehaut, Tränen, Begeisterung und herzlichstes Lachen und daran, dass ich das eine wie das andere mechanisch von der Kamera fernzuhalten versuchte – all diesen Gefühlen aber jedes Mal wieder begegne, wenn ich das Material sehe oder bearbeite.

Wenn man Film- bzw. Videomaterial schneidet, entsteht eine ganz eigene Beziehung zwischen dem Menschen, der das Material bearbeitet, und den Personen, die gefilmt wurden. Auf der einen Seite „schält“ man sie gewissermaßen. Man kann sich das vorstellen wie eine Blume, die von viel Grün umwachsen ist und die man freilegt, indem man alles wegschnei-

det, was den Blick auf das Wesentliche verdeckt. Man sieht sich Teile der Interviews viele, fast unzählige Male an, oft Kader für Kader, also ein Standbild nach dem anderen. Ich merke, wenn selbst die gewandteste Erzählerin langsam oder plötzlich eine Frequenz der Stimme verliert und sich vor ihrem inneren Auge die Lagertore schließen und sie auch bei Tag von nie endenden Alpträumen geplagt wird, die man dieser aufgeweckten, heiteren Frau sonst nie ansehen würde. Ich höre Tränen, die wir nie gesehen haben, und sehe Angst und Terror, die mit Worten nie zu beschreiben sein werden.

Das Seltsame an der Beziehung von mir als Filmemacherin zu den Gefilmten ist, dass sie sehr einseitig ist. Denn die vielen Stunden am Schnittcomputer habe ich mit ihnen verbracht, sie aber nicht mit mir. Ich habe so viel von ihnen gesehen und gehört, sie aber wissen sehr wenig von mir. Und dennoch: Als wir das erste Mal nach Israel fuhren, wussten wir nicht, wie die Reaktionen auf uns als Grüppchen von jungen Österreichern sein würden. Wir haben durchaus auch mit harten Worten, Vorwürfen und Ablehnung gerechnet. Die Offenheit und Freude, mit der wir empfangen wurden, hat uns überrascht und verzaubert.

Es war wunderbar zu sehen, dass im Laufe unseres Projektes ein wenig Heilung von alten Wunden möglich wurde, dass ein Stück Vertrauen wieder keimen konnte.

Mir persönlich hat die Arbeit an diesem Projekt den emotionalen Zugang zu einer ganzen Epoche eröffnet.

*Ursula Henzl,  
Filmemacherin*



Zeitzeugen und Zeitzeuginnen „Strom der Erinnerung“

# „Strom der Erinnerung“

**D**ie mittlerweile jahrelange Beschäftigung mit den Überlebenden aus der Herklotzgasse 21 ist sicher die prägendste und persönlichste Erfahrung, die ich in meinem bisherigen Berufsleben machen durfte. Faszinierend und berührend auf vielen Ebenen. Anhand der kleinen Gemeinschaft eines Kindergartens und eines Gemeindehauses lässt sich das ganze Trauma des Holocausts, der Diaspora, die Geschichte (und der Umgang mit ihr) unserer Republik und die Geschichte Israels und des andauernden Dramas im Nahen Osten erzählen und zumindest besser verstehen.

Nach einem beruflichen Perspektivwechsel und der damit verbundenen Möglichkeit, bei W24 Programm zu gestalten, lag es natürlich auf der Hand, sich auch mit diesem Thema intensiv auseinanderzusetzen und sich als lokaler TV-Sender die Frage zu stellen, wie wir mit zeitgeschichtlichen Themenschwerpunkten im laufenden Programm authentische Beiträge zum audiovisuellen Gedächtnis der Stadt und einer offenen Erinnerungskultur in Wien leisten können, um damit neue Erinnerungsräume zu eröffnen. Warum? Die Verdrängung sollte nicht

durch das Vergessen abgelöst werden. Persönliche Berichte von Zeitzeugen aus dem 20. Jahrhundert, besonders aus den Jahren des Nationalsozialismus, sind in der Regel für ein breites Publikum nicht öffentlich wahrnehmbar. Sie werden zwar vielerorts audiovisuell dokumentiert, mittlerweile sind international viele gefüllte Archive entstanden und in diesen Archiven drohen sie bald wieder im Schweigen der Nichtwahrnehmbarkeit und des Vergessens zu versinken.

Mit 100 Tagen „Strom der Erinnerung“ auf W24 und der DVD sollten daher zwei Dinge erreicht werden: Die Berichte der Menschen möglichst ungekürzt in ihrer ursprünglichen Form für ein breites Publikum wahrnehmbar machen (und den Menschen dabei ihre ungeschmälerte Individualität respektvoll belassen) und mit der DVD einen Beitrag dazu leisten, dass die Erfahrungen der Überlebenden aus dem fünfzehnten Bezirk und ihre Lebenserinnerungen in Zukunft weitergetragen werden und auch abseits des klassischen Fernsehens dauerhaft und leicht zugänglich sind.

*Michael Kofler  
Programmdirektor W24*

## ZUR DVD

Die Doppel-DVD „Strom der Erinnerung“, herausgegeben vom Verein coobra, Projekt Herklotzgasse 21, lässt zwanzig Menschen zu Wort kommen, die ihre Kindheit oder Jugend in der jüdischen Gemeinde „Sechshaas“ verbracht haben. In 15 Kapiteln berichten sie von den persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen, die für sie den Holocaust ausgemacht haben. Die Themen spannen sich vom jüdischen Alltag in Wien über Flucht, Vertreibung und Mord während der Kriegsjahre bis hin zum Aufbau neuer Existenzen in Israel.

Die Arbeit an dem Projekt wurde unterstützt von

der ERSTE-Stiftung, vom Nationalfonds und vom Zukunftsfonds.

Die Produktion der DVD ist eine Kooperation

des Senders W24 mit der „Wiener Zeitung“.

**Abonnenten und Abonnentinnen der „Wiener Zeitung“ können die DVD gratis**

**beim Abo-Service beziehen:**

Tel. 0810 0810 99, E-Mail: [abo-center@wienerzeitung.at](mailto:abo-center@wienerzeitung.at) (Kennwort: „Strom der Erinnerung“). NichtabonnentInnen bei [www.w24.at](http://www.w24.at) oder [strom@w24.at](mailto:strom@w24.at)





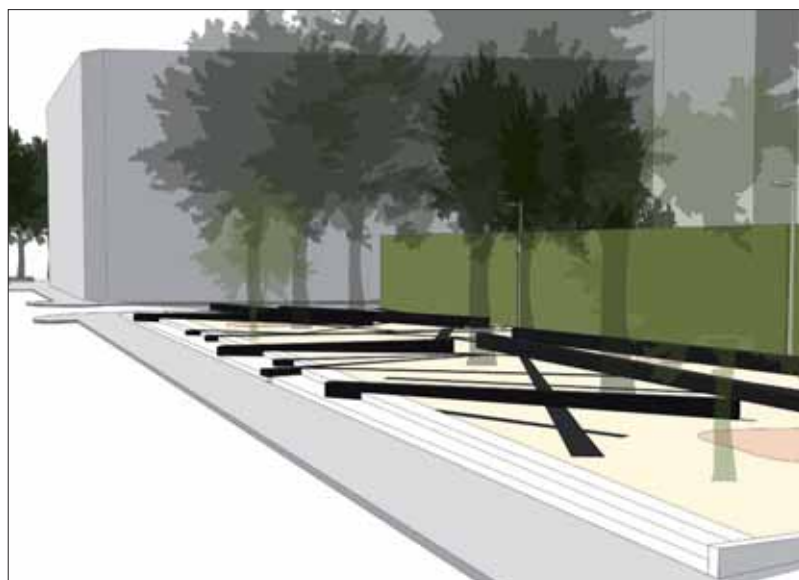
# Die Leerstelle Turnertempel

Lokal und europäisch: Das Gedenkprojekt Turnertempel ist beispielhaft für eine neue Erinnerungskultur.

*Text: Heidemarie Uhl*



**Tage der Normalität: die Synagoge in der Turnergasse in einem Aquarell von Emil Ranzenhofer, 1902. Foto: KÖR**



**Das neue Interesse an den Orten der NS-Verbrechen: Wettbewerbsentwurf (oben).  
 Visualisierung: Iris Andraschek & Hubert Lobnig / Maria Auböck & János Kárász  
 Erinnerungsort Turnertempel (rechts): Die schwarzen Balken erinnern an den Brand. Foto: Hubert Lobnig**



## WETTBEWERB

Die Neugestaltung des Platzes im Jahr 2011 als Turnertempel Erinnerungsort entstand im Zuge eines von „KÖR Kunst im öffentlichen Raum“ Wien ([www.koer.or.at](http://www.koer.or.at)) in Kooperation mit der Stadt Wien und der Bezirksvorstehung Wien 15 ausgelobten Wettbewerbs. Die Initiative dafür ging vom Projekt „Herklotzgasse 21“ ([www.herklotzgasse21.at](http://www.herklotzgasse21.at)) aus.

### Wettbewerbsgewinner und Gestalter des Erinnerungsort Turnertempel

Iris Andraschek & Hubert Lobnig  
Maria Auböck & János Kárász

### Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Sabina Hörtnner / Büro für Landschaftsarchitektur  
DI Anna Detzhofer, DI Sabine Dessovic

Tobias Pils / rajek barosch landschaftsarchitektur

PRINZGAU/podgorschek / DI Barbara Brandstätter Büro für Landschaftsarchitektur

Werner Reiterer / koselička Landschaftsarchitektur

### Auslober

KÖR Kunst im öffentlichen Raum GmbH, in Kooperation mit der Stadt Wien, vertreten durch die Magistratsabteilung 42 – Stadtgärten

### Kuratorische Betreuung

Stefan Musil

Oft sind es Leerstellen im urbanen Raum, von denen Irritationen ausgehen. Abrupt unterbrochene Häuserzeilen, Grünflächen, bei denen erst durch die historische Recherche erkennbar wird, dass sich hier Gebäude befunden haben, die zerstört und nicht oder nur teilweise wieder aufgebaut worden sind. Solche Baulücken in europäischen Städten legen in der Regel die Vermutung nahe, dass es sich um Bombenschäden handelt – in den Städten der ehemaligen DDR, in der es offenkundig an einer den gesamten urbanen Raum durchdringenden Wiederaufbaukapazität gemangelt hatte, sind diese beredten Leerflächen noch heute präsent. Aber auch ohne erkennbare materielle Absenz sind die Verluste an Bausubstanz durch die Kriegseinwirkungen in der historischen Imagination präsent – die Bilder des ausgebrannten Stephansdoms als visuelle Ikone des Jahres 1945 sind in Schulbüchern und Ausstellungen zu finden, in einem Schaukasten am gegenüberliegenden Curhaus werden sie noch heute den Besuchern vor Augen geführt.

Die Dominanz der Kriegsschäden im Nachkriegs-Bildgedächtnis hat eine andere Zerstörungswelle – die Inbrandsetzung und Zerstörung von Synagogen beim Novemberpogrom 1938 – vielfach überschrieben. Erst in den 1980er Jahren lässt sich ein neues Interesse für die vergessenen Orte der NS-Verfolgungs- und Vernichtungspolitik beobachten. Die zerstörten Synagogen zogen dabei besondere Aufmerksamkeit auf sich, waren sie doch Zeugnisse der Präsenz jüdischen Lebens und damit auch seiner Auslöschung im Holocaust.

Die „Wiederentdeckung“ des Turnertempels im 15. Wiener Gemeindebezirk ist ein exemplarisches Beispiel der neuen Aufmerksamkeit und Sensibilität für die Geschichte des Holocaust im lokalen Umfeld. Das Interesse an den historischen Orten der NS-Verbrechen, an materiellen Zeugnissen und Überresten, oft unter der Oberfläche verborgen, geht vom lokalen Kontext aus, diese ortsbezogenen Gedenkprojekte sind aber zugleich Manifestationen einer transnationalen europäischen Er-

innerungskultur, die sich im ausgehenden 20. Jahrhundert formiert.

Zumeist waren es Grassroot-Aktivitäten, getragen von Vertretern einer neuen Generation, die diese Orte entdeckten und neue Formen der Gestaltung und Vermittlung erprobten. Eine der ersten Initiativen, die bald überregionale Relevanz erlangen sollte, ging von der Wiederentdeckung der baulichen Überreste von Schaltstellen des SS- und Polizeistaates im ehemaligen Berliner Regierungsviertel aus. Das Gelände wurde 1987 durch die Ausstellung „Topographie des Terrors. Gestapo, SS und Reichssicherheitshauptamt auf dem ‚Prinz-Albrecht-Gelände‘“ zugänglich gemacht. Die Markierung dieses Areals als Ort des Gedenkens und der historisch-politischen Aufklärung eröffnete eine neue Perspektive auf die Berliner Erinnerungslandschaft bzw. auf deren Defizite und setzte die Stadtregierung unter Zugzwang. 1992 wurde in Berlin die Gedenk- und Bildungsstätte „Haus der Wannsee-Konferenz“ in jener Villa am Großen Wannsee eröffnet, in der die Konferenz 50 Jahre zuvor stattgefunden hatte. Von 1952 bis 1988 war das Gebäude als Schullandheim genutzt worden. Auch in Österreich waren es zivilgesellschaftliche Initiativen, die sich für die Sichtbarmachung von bislang kaum beachteten Orten von NS-Verbrechen und die Einrichtung von Museen und Gedenkstätten einsetzten, etwa im ehemaligen KZ Ebensee und der Euthanasieanstalt Hartheim.

Die Wiederentdeckung der Orte richtete sich auf die historische und symbolische Dimension von Bauwerken, die durch die NS-Verbrechen gewissermaßen kontaminiert worden waren. Bei den abgetragenen Synagogen wurde hingegen die hinterlassene Leerstelle zum Ausgangspunkt. Beispielhaft für das Potential an sozialer Energie, die von diesen meist unscheinbaren Freiflächen auszugehen vermag, ist jener Platz in der Griesgasse, auf dem sich die Grazer Synagoge befand. Noch zu Beginn der 1980er Jahre trat die Stadt Graz mit dem Ansuchen um Überlassung des Platzes für eine geplante Verkehrslösung an die Israelitische Kultusgemeinde heran, die allerdings ab- >





*Der Gedenkort  
Turnertempel  
ist Beispiel für  
eine Ästhetik,  
die ohne Pathos  
auskommt.*

> lehndend reagierte. Im Gedenkjahr 1988 erhielt diese Grünfläche den Namen Synagogenplatz (heute: David Herzog Platz). Am 9. November 1988, zum 50. Jahrestag der „Reichskristallnacht“, wurde ein von der Stadt Graz in Auftrag gegebenes Mahnmal enthüllt, dabei wurde die „Erklärung der Stadt Graz“ verlesen, ein von allen politischen Parteien getragenes Bekenntnis zur Mitverantwortung an der „schuld- und leidbestimmten Vergangenheit unserer Stadt“. Einige Jahre später beschloss die Stadt die Wiedererrichtung der Synagoge über den Grundmauern des zerstörten Bauwerks, die zwölf Jahre später, am 9. November 2000, feierlich eröffnet wurde.

### Neues Interesse

Der Hintergrund für das Interesse an Orten, die an Schuld und Mitverantwortung erinnern, die Sensibilität für

das, was „vor Ort“, im lokalen Umfeld geschehen ist, lässt sich nicht nur in den ehemaligen „Tätergesellschaften“ Deutschland und Österreich beobachten. In den 1980er Jahren beginnen sich die Koordinaten des europäischen Gedächtnisses zu verschieben: Einerseits verlieren die Nachkriegsmythen, die von der Unschuld des eigenen Volkes an den NS-Verbrechen ausgehen, an Wirkungsmacht, andererseits rückt der Holocaust zunehmend in das Zentrum der Erinnerungskultur. Erst in diesem Jahrzehnt wird die historische Dimension des Holocaust, der Shoah wahrgenommen – die Verfolgung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung Europas ist nun nicht mehr ein Unterkapitel von Nationalsozialismus des Zweiten Weltkrieges, der „Zivilisationsbruch Auschwitz“ (Dan Diner) wird vielmehr als singuläres Menschheitsverbrechen anerkannt. Der Holocaust fand allerdings nicht allein hinter den Stacheldrahtzäu-





**In den Leerstellen  
der Erinnerung:  
aktuelle Bilder vom  
„Erinnerungsort  
Turnertempel“.**

Fotos: Hubert Lobnig



nen der NS-Konzentrations- und Vernichtungslager statt – erst die Verfolgungsmaßnahmen vor Ort ermöglichten die Durchführung des Massenmords. Die Frage nach dem Schicksal der jüdischen Bevölkerung ließ nun auch die Topographie der Verfolgung sichtbar werden. Es sind gerade die Gedenkinitiativen, die zur Bewusstseinsbildung über das Ausmaß der Involvierung lokaler Instanzen in die nationalsozialistische Herrschaftspraxis beitragen. Die Orte werden zum Zeugnis dafür, dass der Holocaust in den Strukturen der eigenen Gesellschaft realisiert worden ist. Die potenzielle Kontamination von Orten und Dingen zieht sich bis in den privaten Bereich. Wurde das Haus, in dem man wohnt, von Zwangsarbeitern gebaut, war die Wohnung ehemals in jüdischem Besitz? Wurde das geerbte Klavier rechtmäßig erworben oder handelt es sich um arisiertes Eigentum? Was ist mit den jüdischen Mietern in diesem Haus, in dieser Straße geschehen? Das verstörende Potenzial, das sich mit diesen Fragen verbindet, wurde zum Ausgangspunkt neuer Formen des Gedenkens, die vielfach auf privaten Initiativen basieren, etwa >



Am Beginn einer neuen Erinnerungskultur: das Holocaust-Denkmal am Judenplatz in Wien. Foto: Corbis

## ZUR PERSON

**Heidemarie Uhl**, Historikerin an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Institut für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte.



Foto: Linzoy

> die Stolpersteine in deutschen und österreichischen Städten. Auch Wiener Projekte wie Herklotzgasse 21, Servitengasse, Steine der Erinnerung, Hörspuren – weitere wären noch anzuführen – verweisen auf das offenkundige Bedürfnis, auf die irritierende Involvierung der unmittelbaren Lebenswelt in die Geschichte des Holocaust mit einem öffentlich wahrnehmbaren Zeichen zu reagieren.

## Erinnerungsbedürfnis

Die ästhetischen Formen dieser Zeichensetzungen gehen von der konkreten Geschichte eines Ortes aus und entsprechen damit offenkundig den gegenwärtigen Erinnerungsbedürfnissen und Geschichtsgefühlen der „generation of memory“. Während repräsentative, offizielle Zeichensetzungen durch die Aufforderung zum Gedenken und ihren ge-

schichtpolitischen Bekenntnischarakter und die damit naturgemäß zumeist verbundenen Pathosformeln geprägt sind, können die Erinnerungszeichen an lokalen Orten der Verfolgung auf die traditionellen Formensprachen des Denkmals verzichten. Die Realisierung von symbolisch hoch aufgeladenen nationalen Mahnmalen wie dem Holocaust-Denkmal am Judenplatz „[z]um Gedenken an die mehr als 65.000 österreichischen Juden, die in der Zeit von 1938 bis 1945 von den Nationalsozialisten ermordet wurden“, hat allerdings erst das Entstehen einer ausdifferenzierten Erinnerungslandschaft ermöglicht, denn erst vor diesem Hintergrund konnten sich lokale Erinnerungsprojekte auf die Geschichte des Ortes beschränken und auch gestalterisch neue Wege beschreiten. Der Gedenkort Turnertempel ist ein Beispiel für eine Ästhetik, die sich unaufdringlich, unspektakulär,

en passant in die urbane Lebenswelt einschreibt, ohne Pathos auskommt und ihre Intentionen nicht aufdrängt. Die bestehenden Bäume wurden integriert, die wesentlichen Gestaltungselemente, „Balken aus schwarz eingefärbten Betonfertigteilen mit der Struktur einer Holzmaserung, die an den verbrannten und eingestürzten Dachstuhl der Synagoge erinnern“, lassen sich auch als Sitzgelegenheiten benützen und tragen zur niederschweligen Anmutung des Platzes bei.

Die Beiläufigkeit, mit der sich der Gedenkort Turnertempel präsentiert, die Offenheit für ganz alltägliche Verwendungsweisen einer urbanen Freifläche repräsentieren „einen neuen Typus von Gedenkstätte“, wie Franziska

Leeb in der „Presse“ resümiert: „Der Platz animiert zum Betreten und Benutzen ebenso, wie er zum Innehalten und Gedenken einlädt.“ Es ist gerade der Verzicht auf eine offensichtliche Zur-Schau-Stellung des historischen Bezugspunktes ebenso wie des gegenwärtigen Gedenkgestus, der neugierig macht und zur Auseinandersetzung mit der Geschichte des Ortes anregt. Damit könnte der Platz an der Ecke von Turnergasse und Dingelstedtgasse, dessen Verweis-Charakter auf die Zerstörung der Synagoge sich erst auf den zweiten Blick erschließt, jenem Schicksal entgegen, das Robert Musil den Denkmälern zuschreibt: Unmittelbar nach ihrer Errichtung unsichtbar zu werden. ┘



Wiedererrichtet: die neue Synagoge auf dem Platz der alten, zerstörten in Graz. Foto: Apa

# WOHN DESIGN® PURE VIENNA

NEU

14. BIS 17.11.13

DO/FR 11.00 bis 20.00 Uhr  
SA/SO 10.00 bis 19.00 Uhr  
wohndesign-vienna.at

Besuchen Sie auch die parallel stattfindende  
ART&ANTIQUÉ Hofburg Vienna, Wiens große  
Traditionsmesse für Kunst und Antiquitäten im  
Mezzanin der Hofburg.



# Auf der Suche nach den Vergessenen

**I**n einer engen Gasse im 8. Wiener Gemeindebezirk, Kopfsteinpflaster, schmaler Gehsteig, ist die Angst fast greifbar. In der Innenstadt rumpeln Lastwagen die Straßen entlang, Robert Rosner, vierzehn Jahre alt, ehemals wohnhaft in der Josefs-gasse, Hausnummer 7, Türnummer 7, im 8. Bezirk, schaut sich das Spektakel an. Zu Hause – das ist jetzt Untere Augartenstraße, Ecke Förstergasse, 2. Bezirk – läuft am Abend das Radio, rauschend erklärt ein Mann sich geschlagen. Der Vater sagt: „Hier werden wir nicht bleiben können.“ Wenige Monate später, die Blätter sind gefallen, die Unabhängigkeit auch, entlädt sich der Grund der Angst, ein großes Gebäude in der kleinen Gasse im 8. Bezirk fällt dem Hass zum Opfer. Hans Litsauer ruft gerade einem vorbeifahrenden Radfahrer hinterher: „Hey, hast du einen Starkstromanschluss?“ Der Radfahrer bremst, er ist der Nachbar von Litsauer, wohnhaft Neudeggasse 1. Die Männer unterhalten sich, sie stehen auf demselben Kopfsteinpflaster, alles sieht gleich aus und doch ganz anders als in jener Nacht. Nur mehr eine kleine bronzene Plakette auf der schmutzigen grauen Hausmauer des Gemeindebaus erinnert daran, dass hier, in der Neudeggasse Nummer 12, einst eine

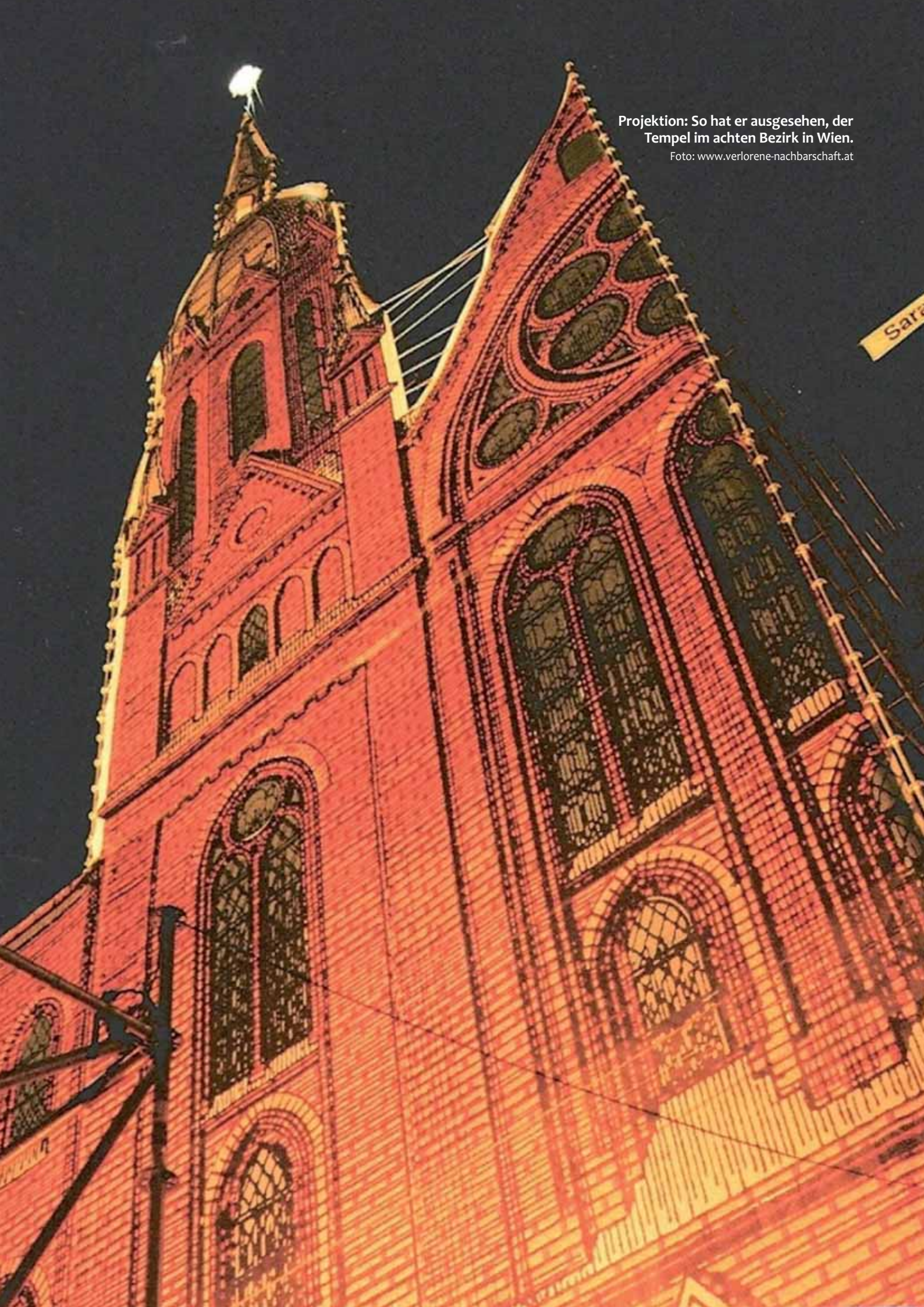
Während der  
Novemberpogrome 1938  
wurden in Wien fast alle  
Synagogen zerstört,  
tausende Juden vertrieben.  
Mit dem Projekt „Verlorene  
Nachbarschaft“ begeben  
sich Bewohner aus der  
Neudeggasse im achten  
Bezirk seit fünfzehn Jahren  
auf Spurensuche.

*Text: Mara Simperler*

Synagoge zerstört wurde. Vor fünfzehn Jahren haben Litsauer, Neudeggasse 1, und Käthe Kratz, Neudeggasse 14, dafür gesorgt, dass ein zweites Schild angebracht wird. Darauf steht: „Einst vertriebene, jetzt wiedergefundene Nachbarn.“

Dass hier vor den Novemberpogromen des Jahres 1938 eine Synagoge war, ein Tempel, wie man die großen jüdischen Gotteshäuser damals nannte, wussten die beiden lange nicht. Ein Nachbar, der immer auf einer Parkbank saß und die Eingänge der Häuser zeichnete, skizzierte eines Tages auch die zerstörte Synagoge. So erfuhr Litsauer von der Vergangenheit seiner Gasse. Heuer findet zum dritten Mal eine Veranstaltung statt, die an die Vertriebenen, an die verlorenen Nachbarn, erinnern soll. Es wird eine kleine Veranstaltung, nicht so wie vor fünfzehn Jahren, als für das Projekt „Verlorene Nachbarschaft“ der zerstörte Tempel kurz wieder in der Neudeggasse zu sehen war.

Es ist ein kalter Herbsttag und Hans Litsauer erzählt von der Kraft, die ihn vor fünfzehn Jahren antrieb, ein Stück der Vergangenheit in die Gegenwart zu holen: „Es war Neugierde, ich wollte wissen, was damals passiert ist. Ich selbst habe keinen jüdischen Hintergrund, genauso wie die meisten anderen Organisatoren. Es war einfach >



Projektion: So hat er ausgesehen, der  
Tempel im achten Bezirk in Wien.

Foto: [www.verlorene-nachbarschaft.at](http://www.verlorene-nachbarschaft.at)

Sara



**Robert Rosner ist nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wieder nach Wien zurückgekehrt.**

Foto: Mara Simperler

> ein Projekt von Nachbarn, die sich auf die Suche nach ihren verlorenen Nachbarn gemacht haben. Wir wollten die Chance haben, diese Geschichten authentisch zu hören.“ Die Idee des ersten Projekts ist es, die Fassade der Synagoge in Form einer Plane für einige Zeit wieder auf der Neudeggasse 12 sichtbar zu machen. Außerdem sollen Veranstaltungen stattfinden, Leute, die früher hier gewohnt haben, sollen kommen und ihre Geschichte erzählen. Die Filmemacherin Käthe Kratz fährt nach Argentinien, nach Israel und in die Vereinigten Staaten auf der Suche nach ehemaligen Grätzlbewohnern. Für einen anderen verlorenen Nachbarn müssen die Veranstalter nicht so weit fahren: Robert Rosner, der vor den Nazis nach Manchester geflüchtet ist, ist einer der wenigen, die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in ihre alte Heimat zurückgekehrt sind.

## **Selbstverständlicher Antisemitismus**

Rosner ist mittlerweile 89 Jahre alt. Er sitzt auf einem weißen Sofa, trägt eine weiß-grau karierte Fleeceweste. Heute wohnt Rosner am Ende einer kleinen Sackgasse im elften Bezirk, doch aufgewachsen ist er in der Josefsgasse Nummer 7, gleich um die Ecke der ehemaligen Synagoge. Nur wenig unter-

scheidet das Bild der Straßen heute von der Josefstadt, an die Rosner sich erinnert, erzählt der weißhaarige Mann. Die Schule, in die er gegangen ist, steht immer noch, wenige Gebäude sind beschädigt worden. Einzelne Merkmale haben sich verändert. Wo einst der Greißler

war, befindet sich heute das Englische Theater. Das Hotel in der Josefstadt in der Josefsgasse war ein Zeitungsverlag, der die „Wiener Neuesten Nachrichten“ herausgab, eine deutschnationale Zeitung. Schon in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts prangte auf der Hausmau-



**Hans Litsauer will die Erinnerung an die „verlorenen Nachbarn“ aufrecht erhalten.**

Fotos: Mara Simperler

er in großen Lettern: Antisemitenhof.  
 „Mir war schon als Kind klar, was das ist. Mit dem Wort ‚Saujud‘ ist man aufgewachsen“, erzählt Rosner. Wenn die Buben in der Schule raufen, schimpfen sie einander Sozi, Nazi, Hahenschwanzler. Der Antisemitismus gehört zu seiner Kindheit, als Kind denkt er, das sei normal: „So wie man weiß, dass es im Winter schneit und im Sommer schön ist. Es hat mir nicht gefallen, aber so habe ich als Kind die Welt empfunden.“ Rosners Eltern sind Juden aus der Bukowina, 1914 nach Wien eingewandert, wohlhabend und doch in Wien nicht als gleich gut angesehen wie die Familien, die schon in zweiter oder dritter Generation hier ihre Wurzeln haben. „Meine Mutter war sicher geprägt von dem Wissen über das Pogrom in Kischinew im Jahr 1903. Ich bin in dem Wissen aufgewachsen, dass so etwas passieren kann“, sagt Rosner.  
 Die ehemalige Synagoge wurde 1940 komplett zerstört, da war Rosner schon außer Landes. Er hat keine besonderen Erinnerungen an das Gotteshaus. „Mein Vater hat mich gezwungen, hinzugehen. Ich bin nicht gerne hingegangen, aber ich habe es getan. Meine Erinnerung beschränkt sich auf das Gefühl, dass ich am Samstag hingehen muss und auf meine Bar Mitzwa, die ich dort gehabt



Foto: Mara Simperler

*„Mit dem Wort  
 ‚Saujud‘ ist man  
 aufgewachsen“,  
 erzählt  
 Robert Rosner.*

habe. Ich musste X-Sachen auswendig lernen, die ich nicht verstanden habe. Ich dachte nur: ‚Das habe ich jetzt hinter mich gebracht‘“, erzählt der alte Mann. Genau erinnert er sich hingegen an das Novemberpogrom. Kurz vor dem „Anschluss“ Österreichs an das Nazi-Reich zieht die Familie Rosner aus dem achten in den zweiten Bezirk, Untere Augartenstraße/Ecke Förstergasse. Ein Glücksfall, wie Rosner heute sagt: „Da waren wir neu, da hatte niemand besondere Aversionen. Im achten Bezirk war man in der Gegend bekannt als jüdische Familie, der Hausmeister war ein Nazi.“ Als die Novemberpogrome beginnen, hat die Familie Angst, überrascht sind sie nicht: „Das Novemberpogrom war zwar schrecklich, aber in Wien war das eine Fortsetzung dessen, was zwischen März und November passiert ist. In Deutschland konnten die Juden bis dahin noch einigermaßen leben, deshalb wird das Novemberpogrom besonders hervorgehoben, aber in Wien war es schon davor besonders arg.“  
 Am 10. November 1938 beobachtet Rosner aus dem Fenster der Wohnung, wie ein Kaffeehaus vis-à-vis zerstört wird. Der Vater trifft sich in der Marc-Aurel-Straße mit einem Freund, als ein Wagen der SS vorfährt und die zwei Juden packt. „Die SS ist eigentlich >



> vorgefahren, weil sie jemanden aus den Häusern holen wollte. Es waren alle zu Hause und deshalb war nicht genug Platz im Auto“, erzählt Rosner. Die SS-Männer lassen die beiden Juden laufen, sie sagen: „Verschwindet, es wird euch schon jemand packen.“ Der Vater läuft nach Hause, der Freund fährt mit der Straßenbahn in den Wienerwald und versteckt sich. In der Pogromnacht wurden in Wien zahlreiche Jüdinnen und Juden verhaftet und die Mehrheit davon ins Konzentrationslager deportiert. Nicht selten waren es die Nachbarn, die einander verrieten. „Mein Vater ist davongekommen, weil sie genügend Menschen zum Verhaften vorgefunden haben. Immer wenn man überlebt hat, war das ein Glücksfall“, sagt Rosner.

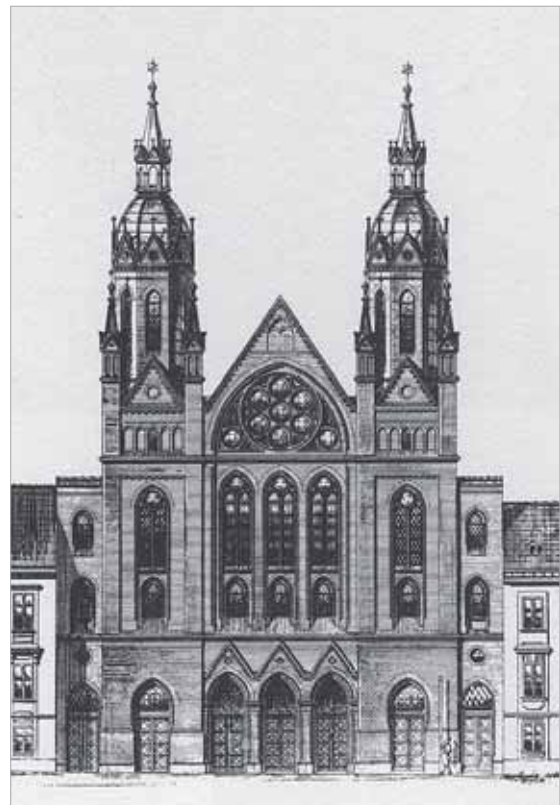
## Gegen das Vergessen

Geschichten wie diese beweisen die Gräueltaten des Naziregimes, aber nicht alle Leute wollen sie hören. „Lassen wir die Vergangenheit ruhen“, sagen manche, „was haben wir denn damit zu tun.“ Als Hans Litsauer 1998 sein Projekt auf die Beine stellt, droht es am Widerstand einiger Nachbarn zu scheitern. Die Idee, die Fassade der ehemaligen Synagoge am Gemeindebau der Neudeggasse 12 anzubringen, stößt bei den Bewohnern des Hauses auf Ablehnung, sie legen sich quer. Sie hätten diese Fassade als Schuldzuweisung empfunden, sagt Litsauer, doch sie hätten damit argumentiert, dass das transparente Plakat ihnen die Sicht verstelle.

Der Architekt Georg Schönfeld, der auch am Projekt mitarbeitet, hat eine Idee: „Teilen wir die Synagoge. Eine Hälfte auf die Hausnummer 10, die andere auf Hausnummer 14.“ „Wir haben dann sofort alle erreicht und noch am selben Abend die Zustimmung von allen gehabt. Das war sensationell“, erzählt Litsauer vom Triumph. Schließlich steht die geteilte Synagoge zeitgerecht, die beiden Hälften durch Bänder verbunden, auf denen die Namen der Vertriebenen zu lesen sind. „Das war so das spannendere Projekt, weil es durch diese Teilung viel Aufmerksamkeit erregt hat. Man hat es sogar vom Kahlenberg gesehen und kurzfristig haben wir das Stadtbild ein bisschen verändert“, sagt Litsauer.

Mittlerweile haben wir die Neudeggasse verlassen, sind durch die Josefgasse gegangen, wo früher Robert Rosner wohnte, und in die Lange Gasse, wo Litsauers Sohn Alexander ein Restaurant betreibt. Es fällt schwer, sich vorzustellen, dass diese belebten Straßen Schauplatz eines der schrecklichsten Verbrechen der Menschheitsgeschichte waren. Dabei ist das eigentlich noch gar nicht so lange her. Viele von uns haben Eltern oder Großeltern, die davon nicht in Schulbüchern gelesen haben, sondern selbst dabei waren.

Genau das sei auch irgendwie das Problem, sagt Alexander Litsauer, der Sohn von Hans, als wir in seinem Lokal, einer gemütlichen Tapasbar, angekommen sind. Er glaubt, dass von den Menschen, die die Erinnerungskultur abwehren wollen, viele mit ihrer eigenen Familiengeschichte zu kämpfen haben: „Ich glaube, es ist niemandem angenehm, einen Großvater zu haben, der bei der Wehrmacht oder der SS war. Der muss gar kein Kriegsverbrecher sein, sondern einfach nur ein Großvater, der aus Stalingrad zurückgekommen ist.“ Die Erinnerung an die Nazi-Zeit war in



**Oben: Die Fassade des Tempels ist an Häusern in der Neudeggasse angebracht. Unten: Historisches Bild der Synagoge.** Fotos: apa, wikipedia



Österreich lange Zeit geprägt von der Selbstpositionierung des Landes als Opfer, erst langsam begann man die Täterrolle aufzuarbeiten. „Wir sind noch lange nicht so weit, dass wir an einen Stop der Erinnerung denken könnten“, sagt Alexander Litsauer, „dadurch, dass man so viel darüber redet, hat man auch das Gefühl, dass viel passiert. Man hat das Gefühl, dass die Nazis alle verfolgt wurden und man diese alten Leute in Ruhe lassen soll. Dabei wurden gerade in Österreich statistisch die wenigsten NS-Verbrecher verfolgt und verurteilt. Hier ist nie so viel passiert.“

Auch aus diesem Grund gibt es diesen November, am 75. Jahrestag des Pogroms, wieder eine Veranstaltung zur „Verlorenen Nachbarschaft“. Diesmal dauert sie nicht mehrere Wochen, sondern nur einige Stunden. Man gedenkt nicht mehr nur der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, sondern auch anderer verfolgter Gruppen: Roma, Sinti, Homosexuelle, politisch Verfolgte. „So lange noch Leute leben, denen es ein Anliegen ist und die betroffen sind, oder Leute, denen das Thema so unangenehm ist, dass sie es mit lauter Stimme abwehren, ist es ohne Zweifel notwendig, an dieser Erinnerung zu arbeiten“, sagt Alexander Litsauer. Auch ein Schulworkshop ist geplant, in einem Gymnasium am Schuhmeierplatz. Es ist das Gymnasium mit dem höchsten Anteil an Kindern mit Migrationshintergrund in Wien, die Kinder fragen sich: „Was hat dieses Thema mit mir zu tun?“ Für Hans und Ale-

xander Litsauer liegt die Antwort in den persönlichen Geschichten, die sie durch die Projekte von „Verlorene Nachbarschaft“ zu hören bekommen haben.

Die Geschichte von Robert Rosner geht relativ gut aus, könnte man sagen. Er schafft es, mit einem Kindertransport im Mai 1939 nach Großbritannien zu flüchten, wo bereits eine ältere Schwester lebt. Auch seinen Eltern und seinen anderen Geschwistern gelingt die Flucht. Rosner ist der einzige, der zurückgekehrt ist. Er studiert Chemie, ist anfangs überzeugter, später enttäuschter Kommunist, schließlich gar keiner mehr. Er heiratet, bekommt Kinder, besucht oft die in die Vereinigten Staaten ausgewanderte Familie, reist beruflich durch die Welt. Der wesentliche Teil seines Lebens sei der in der Zweiten Republik, sagt er, er denke nicht jeden Tag an die Verfolgung, an den Krieg, wengleich die Erinnerung irgendwo im Hinterkopf immer noch da sei.

In die Josefstadt wollte er nie zurück. Einmal, in den 1990er Jahren, besucht er gemeinsam mit seiner Schwester die alte Wohnung in der Josefgasse, läutet einfach an, Hausnummer 7, Türnummer 7. Die Wohnung, in der einst seine Familie wohnte, beherbergt jetzt eine WG. „Es haben drei Burschen dort gewohnt, wir haben uns unterhalten. Sowohl dem damaligen Wohnungsinhaber als auch meiner Schwester und mir hat es viel Spaß gemacht“, sagt Rosner, das Hörgerät pfeift leise. „Es war ein sehr nettes Gespräch.“ ┘

## Die WIKAM in zwei Palais

Jan Brueghel d. J.  
und Pieter van Avont,  
„Hl. Familie und  
Johannesknabe“, 17. Jh.

### Herausragende Kunst – edle Antiquitäten

Wenn Schiele auf Botero trifft, Christus auf Buddha, französischer Schmuck auf japanische Figuren, antiker Teppich auf modernes Glas – dann wird es für Sammler und Kunstliebhaber richtig interessant. Einzigartig und sehenswert sind auch die Sonderausstellungen „Garden of Dreams“ mit Skulpturen zeitgenössischer Künstler, „Keramiken der Wiener Werkstätte“, „Die Papiertheatersammlung Dr. Zwiauer“ und „Textile Schätze der schwarzen Könige“. Messeveranstalter ist der Verband Österreichischer Antiquitäten- und Kunsthändler. Sicherheit beim Kunstkauf

gewährt neben den ausstellenden Kunstexperten eine 20-köpfige Fachjury. „Denn Kunstkäufer und Sammler suchen Sicherheit, wenn vor dem Hintergrund von drohenden Staatspleiten und Inflationsangst die Flucht in die Sachwerte angetreten wird“, so Horst Szaal, Präsident des Verbandes. Die Angebotspalette der Messe reicht zeitlich von der Mittleren Bronzezeit bis zur Gegenwart und umfasst die verschiedensten Sammelgebiete. So lassen vierzig renommierte Fachexperten mit den Höhepunkten ihres Kunstjahres die WIKAM zu einem Kunsterlebnis erster Güte und zum Höhepunkt des österreichischen Kunstgeschehens werden.



### WIKAM – Wiener Internationale Kunst & Antiquitätenmesse Palais Ferstel – Palais Niederösterreich

Strauchgasse 4 und Herrengasse 13, 1010 Wien  
8. – 17. 11. 2013, täglich 11 – 19 Uhr  
Eintrittspreis: Erwachsene: € 13,-  
Studenten und Senioren: € 10,- (Frei bis 18 Jahre)  
Freier Eintritt für: Studenten: Mo, 11.11.,  
Damen: Do, 14.11.; Herren: Fr, 15.11.  
Messel.: +43 (0) 664 863 11 30, [www.wikam.at](http://www.wikam.at)

# Unerwartete Post

Die VHS Hietzing leistet im 13. Bezirk eine besondere Form der Erinnerungsarbeit.

*Text: Robert Streibel*

**U**nerwartete Post im Briefkasten. Eine Nachricht aus der Vergangenheit, kein verschollen geglaubter Brief, sondern eine Nachricht über frühere Bewohner. „Wussten Sie, dass in Ihrer Wohnung Juden gewohnt haben?“ Natürlich war das Schreiben nicht so formuliert, das mehr als 300 Bewohner im Herbst 2000 in Wien Hietzing erhielten, die Botschaft war diplomatischer verpackt mit einem Hinweis auf eine Ausstellung und der Bitte verknüpft: „Sollten Sie über Hinweise über die Bewohner, die unter dieser Adresse wohnten, verfügen, danken wir Ihnen im Voraus.“ Als die VHS Hietzing diese Aktion vorbereitete, um damit den Beginn des Forschungsprojektes über die Juden im westlichen Bezirk rund um Schönbrunn zu beginnen, meinten viele Freunde und Bekannte, dass es schier unmöglich sei, die Bezirksbevölkerung so zu konfrontieren. „Willst Du, dass in Zukunft niemand mehr in die Volkshochschule kommt?“ So ähnlich waren die Warnungen. Der Brief enthielt natürlich auch die Daten jener Personen, die unter dieser Adresse gemeldet waren. Dass kurz danach beim Herold Telefonbuch diese Möglichkeit der Personensuche, wenn lediglich ein Straßename eingegeben wurde, eingestellt wurde, sei an dieser Stelle erwähnt. Unerwartete Post ist demnach heute nur mehr unter großen Schwierigkeiten zu adressieren. Die Telefone läuteten in der VHS rasch und in kurzen Abständen, doch die Reaktionen waren überwiegend positiv. Oft war bloß ein „Danke“ zu hören: „Wir wussten dies nicht, sind froh über die Information.“ Nur ein Dutzend Anrufe entsprach den Erwartungen. „So wird unser Steuergeld verschwendet, unnötige Briefe

schreiben und Leute belästigen.“ Die Ausstellung in der VHS zeigte lediglich Häuser, oder Aufnahmen der Haustore und jedes Foto trug als Beschriftung die Daten der vertriebenen und ermordeten Jüdinnen und Juden. Bis zum Jahr 2000 hatte sich niemand die Mühe gemacht, nach den Vertriebenen zu fragen, geschweige denn etwas zu dokumentieren. Der Blick in die Vergangenheit endet an den Haustoren, an den Häuserfronten. Als ein Monatsmagazin als Ankündigung für diese Ausstellung eine Villa abbildete, war die erste Drohung mit dem Rechtsanwalt zu hören. Nach einem längeren Gespräch mit dem potenziellen Kläger war die Überraschung groß, als der Hausbesitzer begann, die Geschichte seines Hauses zu recherchieren. Aus dem Kläger war ein „Mitarbeiter“ geworden. Ein Happyend in Hietzing und die Erkenntnis, dass Angst ein schlechter Ratgeber ist und gerne auch als Ausrede für Inaktivität und Bequemlichkeit herhalten muss. Die zweite Ausstellung zeigte nicht mehr nur Häuser, sondern Fotos von Bewohnern, die auf Besuch gekommen waren, denn parallel mit der lokalen Briefaktion konnten über den Nationalfonds auch die in der ganzen Welt lebenden ehemaligen Hietzinger über dieses Vorhaben informiert werden. Alles begann in den Häusern oder auf der Straße, und so „verortet“, wie es neomodisch heißt, muss auch das Gespräch über die Vergangenheit und das, was geschah, beginnen. Die Wahrscheinlichkeit, dass mit diesem Ausgangspunkt die Aufmerksamkeit für die Vergangenheit größer ist, als wenn die Rede sofort auf KZs und Ghettos kommen würde, hat sich bestätigt. Die Ausgrenzung, die Demütigung und die Vertreibung begann vor der Haustüre, und dort muss

die Erinnerung ansetzen. Mit einem Gedenkstein, mit einem Denkmal ist dies nicht abgetan. Lange Zeit war ich der Meinung, dass ein Erinnerungszeichen nie der Anfang, sondern bloß das Ergebnis des Nachdenkens sein kann. So ist es auch nicht verwunderlich, dass es in Hietzing bis zum Jahr 2013 gedauert hat, bis die ersten Tafeln für Ermordete und Vertriebene aufgehängt wurden. Doch der Geschichte soll nicht vorgegriffen werden.

In den letzten Jahren hat es mehr als ein Dutzend Ausstellungen zu diesem Thema in der VHS Hietzing gegeben, einige Exilierte sind heimgekehrt, haben in der VHS Hietzing eine Anlaufstelle gefunden, die Schriftstellerin Stella Hershan konnte zu ihrem 90. Geburtstag eine Ausstellung über ihr Leben eröffnen. Die Malerin Ruth Roger-Altman hat ihre Bilder zum ersten Mal in Wien gezeigt, Fotos von David Eldar, die Hietzinger in Israel zeigen...

Im Jahr 2004 konnte das erste Fenster im Alltag geöffnet werden in der Eitelberggasse/Ecke Neue Weltgasse, wo sich die von Arthur Grünberger 1928 erbaute Synagoge befand. Der Blick in die Vergangenheit schließt die Gegenwart mit ein. „Ein Standpunkt“ heißt das vom Bildhauer Hans Kupelwieser entworfene Ensemble. Durch eine Glasstele kann durch die Vergangenheit in die Gegenwart geblickt werden. Nur wer einen Standpunkt einnimmt, kann etwas erkennen, sonst spiegelt das Glas oder es sind nur Schemen erkennbar. Auf dem Gehweg ist im Ausmaß des Gebäudes die charakteristische Linie des Dachfirstes gezeichnet. Die Linie ist heute nicht mehr erkennbar und muss nachgezogen werden. Erinnerungsarbeit ist keine einmalige Sache. Unbeschädigt hingegen die Glasstele. Die Prognosen für dieses un-



Im Wald in Maly Trostinec erinnern Tafeln an die Ermordeten. Foto: Nick Mangafas

gewöhnliche Denkmal waren alles andere als positiv. „Das wird nicht lange stehen.“ Die Angst ist ein schlechter Ratgeber. Für den Beitrag von W24 filmt das Filmteam rund um das Denkmal. Als eine Schulklasse vorbeikommt, fragt der Redakteur Christoph Schütz zwei 16-Jährige, was ihnen das Jahr 1938 sagt, was sie darüber wissen. Jahreszahlen sind der Schrecken im Geschichtsunterricht. Sie überlegen lange und die Gedankenpause scheint peinlich zu enden, als eine der beiden meint:

„Sie meinen das mit dem Hitler?“ Der Bejahung folgt zumindest der Hinweis: „Na der hat den Krieg begonnen und viele Menschen umbringen lassen.“ Ein Denkmal kann nicht genügen, es könnte ein Katalysator sein, muss es aber nicht. Am 9. November 1938 bekamen die Schüler der beiden Gymnasien am Vormittag schulfrei, wie sich einer der damals Jugendlichen erinnert, um die Synagoge brennen zu sehen. Viele der Jugendlichen begnügten sich damals nicht mit dem Schauen. >

*„Das wird nicht lange stehen. Die Angst ist ein schlechter Ratgeber.“*



➤ Erinnerungsarbeit kann immer nur ein Angebot sein, doch der Brief und die Botschaft müssen aus dem Briefkasten behoben und auch angenommen werden. 2008 bekamen die Hietzinger abermals Post, nicht nur ein einfaches Schreiben der VHS Hietzing, sondern ein Schreiben auch unterzeichnet vom Bezirksvorsteher und seinem Stellvertreter. Die Wohnungen der Bewohner sollten markiert werden, mit farbigen quadratischen Fahnen, aus den Fenstern gehängt. Der willkürlich festgesetzte Farbcode entsprach den Todesorten. Interessierte bekamen die Listen mit allen Deportierten, mit den Wohnorten wie auch mit den Geburts- und Sterbedaten. Rund 50 Personen haben ihre Fenster und Wohnungen im Mai 2008 so markiert. Die Farben der Deportation, ein Projekt gefördert von der EU, sollte das Morden nicht mehr nur in Schwarzweiß zeigen.

Parallel zu dieser Aktion im Bezirk besuchten der Fotograf Nick Mangafas, die Künstlerin Brigitte Gadnik-Jiskra und ich die Orte der Deportation der Hietzinger Jüdinnen und Juden. Im ehemaligen Ghetto Litzmannstadt, heute Lodz, konnte der Historiker Adam Sitarek für uns tatsächlich im heutigen Stadtteil Baluty die Wohnorte von acht Hietzinger im Ghetto ausfindig machen. Am Beginn des Rundgangs ist Adam sichtlich nervös. Der Stadtteil Baluty ist nicht gerade eine tolle Wohngegend, Alkohol, Drogen und Gewalt sind auf den Straßen und in den Hinterhöfen zu Hause. Als unsere kleine Gruppe fotografiert und auf der Straße diskutiert, werden wir aus dem zweiten Stock eines Hauses beobachtet. Adam hat es in diesen Tagen nicht leicht mit uns. Ich bitte ihn hinaufzuschreien und der Nachbarin zu erzählen, warum wir hierhergekommen seien aus Wien. Auch für ihn ist

**Oben: Die Farben der Stoffquadrate (hier vor der VHS Hietzing) entsprechen den Todesorten.**

**Rechts: Eine Tafel erinnert an die Synagoge in der Eitelbergergasse.**

Fotos: Nick Mangefas

es eine Premiere und er zögert, Geschichtsstakkato über die Gasse hinweg. Die Frau winkt und lächelt. Eine Passantin mit Hund interessiert sich ebenfalls für uns. Den schwarzen Pudel erkennen wir 20 Minuten später sofort wieder, sie ist uns gefolgt und hat für uns schnell Schokolade gekauft, die sie uns schenkt. Die Angst ist auch in Polen ein schlechter Ratgeber. Wir wollen zur Überzeugung kommen, dass negative Reaktionen vielleicht wie eine selbsterfüllende Prophezeiung fast herbeigesehnt werden, als Bestätigung: Doch die Menschen sind vielleicht nicht so schlecht und so desinteressiert.

Als wir Riga im Winter besuchen, den Wald von Bisterniki, den Ort der Erschießungen nicht nur Tausender Wienerinnen und Wiener, haben wir ein besonderes Ziel, wir wollen Einheimische bitten, sich mit den Na-

menstafeln der Ermordeten fotografieren zu lassen. Unser Dolmetscher Ilja Lensky zögert, wir ersuchen ihn, es doch für uns zu versuchen. Der Wald von Bisterniki, die Wege rund um das Denkmal in der kleinen Senke werden von Spaziergängern, von Langläufern und von rodelnden Kindern frequentiert. Lachen zwischen den Massengräbern. Die Gräber sind mit einer schmalen Betonmauer eingefasst, der Schnee liegt oft höher als die Mauer. Wir bekommen an diesem Vormittag im Wald von Bisterniki keinen Korb und die Ermordeten werden zumindest symbolisch wieder lebendig. Amalie Weber, Marie Sternberg, Julie Sonnenfeld, Berta Landau, Charlotte Brück und Betti Dorfmann. Leider ist ein Gespräch mit Dolmetscher bei Minusgraden und im Neuschnee nicht so leicht möglich, aber die Bereitschaft, stehen zu bleiben >



## NATIONALSOZIALISMUS & HOLOCAUST: Geschichte und Gegenwart

Über den Holocaust so zu unterrichten, dass die Lernenden in der Gegenwart die ersten Anzeichen für Ausgrenzung und Diskriminierung erkennen können, ist nicht nur eine Frage von Konzepten, sondern auch von Wissen und Einstellungen. Seit dem Jahr 2000 bietet das bm:ukk über [erinnern.at](http://erinnern.at) österreichischen Lehrern jedes Jahr zwei Seminare zur Weiterentwicklung ihres Unterrichts in der israelischen Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem an. (Bewerbungen direkt an [erinnern.at](http://erinnern.at).)

Mehr als 500 Lehrerinnen und Lehrer nahmen bislang an den 25 Seminaren in Israel teil, hunderte besuchen jährlich Lehrgänge und Seminare in Österreich (nächstes zentrales Seminar: 28.-30. November zum Thema „Deutsche Erziehung? Gesellschaft – Anstalt – Familie in Innsbruck“, das nächste „ZeitzeugInnen-Seminar“ gibt es im März in Salzburg). [erinnern.at](http://erinnern.at) gibt pädagogische Materialien für die Schulen heraus, u.a. zwei DVDs auf der Basis von Berichten von Holocaust-Überlebenden sowie ein Lernheft zu Antisemitismus/Rassismus. Betreut werden insgesamt drei Websites, neben [www.erinnern.at](http://www.erinnern.at) auch [www.neue-heimat-israel.at](http://www.neue-heimat-israel.at) und die Website zum Völkermord an den Roma [www.romasintignocide.eu](http://www.romasintignocide.eu), sowie auch eine Buchreihe zum Nationalsozialismus in den Bundesländern. In jedem Bundesland sind Netzwerkkoordinatoren von [erinnern.at](http://erinnern.at) tätig, die Seminare an Pädagogischen Hochschulen anbieten und durchführen, Veranstaltungen koordinieren und interessierte Lehrerinnen beraten.

### Unterrichtsmaterialien von [erinnern.at](http://erinnern.at)

Völkermord an den Roma und Sinti – europäisches Unterrichtsmaterial – [www.romasintignocide.eu](http://www.romasintignocide.eu)

„Ein Mensch ist ein Mensch – Rassismus, Antisemitismus und sonst noch was...“ (Lernheft und Online-Materialien, in Zusammenarbeit mit Jugendlichen entstanden.)

### Spezielle Materialien für Berufsschulen

Zwei Zeitzeugen-DVDs mit didaktischen Anleitungen für den Unterricht: „Das Vermächtnis“ und „Neue Heimat Israel“

Nähere Informationen unter: [www.erinnern.at](http://www.erinnern.at)



Links: Erinnerung an ein Opfer der Deportationen im Wald von Bisterniki, Riga.

Rechts: Erinnerungstafeln in einem Zug in Kowno.

Fotos: Nick Mangafas



> und sich fotografieren zu lassen, das hätte Ilja am Morgen dieses Tages nicht für möglich gehalten.

Ein Ziel unserer Reisen ist es auch, etwas mitzunehmen, mitzubringen. Die Künstlerin Brigitte Gadnik-Jiskra sammelt Objekte und verarbeitet sie in ihren Bildern. In der Ausstellung unserer Reisen werden die Karteikästen, in denen die Fotos und Dokumente abgelegt wurden, in denen gestöbert werden kann, lebendig. Eine Tonspur der Deportation, jede Stunde der Zugreise haben wir zehn Sekunden aufgenommen, die nun zu hören sind.

Auch nach Minsk nehmen der Fotograf Nick Mangafas und ich wieder Tafeln mit den Namen von Ermordeten mit. Acht Hietzinger sind in Maly Trostinec erschossen worden. Acht von 10.000 Österreicherinnen und Österreichern. Beim ersten Denkmal der damaligen Sowjetunion, auf dem zum ersten Mal auch der Opfer in hebräischer Schrift gedacht wird, rodelt ein kleiner Junge auf einem Bob den steilen Abhang in die Grube hinunter. Die Shoa hat es in der sowjetischen Geschichtsschreibung nicht gegeben, gesprochen wurde nur vom großen Vaterländischen Krieg. Im Wald von Maly Trostinec erinnert im Winter 2009 nichts an die österreichischen Opfer. Wir wollen zumindest den Beginn eines Waldes der Opfer markieren. In Weißruss-

land ein illegales Denkmal zu errichten, das Augenrollen zu Hause und die ausgesprochenen Befürchtungen sind im Wald längst vergessen. Der Draht ist vorbereitet, es dauert zwanzig Minuten und die Bäume tragen Namen. Im Sommer ist dieses Gebiet versumpft und es wird wohl schwer sein, die Tafeln zu entfernen. Einige Nachbarn der kleinen Siedlung beobachten uns, glauben, in uns Vertreter der Forstbehörde zu erkennen und wollen uns auch einen Baum zeigen, der unbedingt gefällt werden müsse, da er schon hohl sei. Was unsere Dolmetscher ihm erklären, können wir leider nicht feststellen. Der Wald der Österreicher in Maly Trostinec ist in der Zwischenzeit gewachsen, seitdem Waltraud Barton vom Verein IM-MER, Initiative Maly Trostinec, mehrmals mit österreichischen Angehörigen von Opfern nach Weißrussland gefahren ist: Der Gedenkwald ist nach jeder Reise um mehrere Dutzend Namen größer geworden. Bei der Haltbarkeit der folierten Namenstafeln und des Drahtes kann dieses Denkmal noch Jahre an die Opfer erinnern.

In diesem November 2013 werden die ersten Erinnerungszeichen für die ermordeten Hietzinger Jüdinnen und Juden im Bezirk aufgehängt. Jede Tafel ist ein Unikat, auf jeder Tafel ist ein Ausschnitt eines Bildes, das Brigitte Gadnik-Jiskra gemalt hat, zu sehen.

Wir sehen immer nur einen Ausschnitt, einen Ausschnitt des Bildes und einen Ausschnitt des Grauens, das gesamte Bild wird nicht gezeigt, die Dimension der Shoa bleibt unvorstellbar. Vor dem Gymnasium in der Wenzgasse wird der ermordeten Schülerinnen und Lehrerinnen und der Bewohner dieser Gasse gedacht. Die Brücke über den Wienfluss trägt den Namen des vertriebenen Dichters, Übersetzers und Lehrers Paul Amann, der in die USA flüchten konnte. Er stand seit dem Ersten Weltkrieg mit Thomas Mann bis zu dessen Tod in Briefkontakt. Und ein Hausbesitzer, Ali Kohlbacher, hat sich in der Lainzer Straße bereit erklärt, an seinem Haus eine Gedenktafel für die Familie Szecezi aufzuhängen. Der Vater, die Mutter und der Sohn wurden ermordet, eine Tochter floh nach England und Maria kehrte aus dem Exil in den USA nach Österreich zurück und arbeitet heute in der Wirtschaftspolitischen Abteilung der Arbeiterkammer.

Nach 13 Jahren ein Anfang in Hietzing: Gedenktafeln sind ein Angebot wie unerwartete Post. ┘

*Robert Streibel, Historiker, Direktor der VHS Hietzing und gemeinsam mit Martin Krist für das Netzwerk von „erinnern.at“ in Wien verantwortlich. Arbeiten über Widerstand, Exil, die Stadt Krems in der NS-Zeit. Initiator einer Reihe von Gedenkaktionen.*



Das Überschreiten moralischer Grenzen:  
Schönbrunn im Jahr 1938.

Foto: Corbis





# Die moralischen Grenzen

Gedenkarbeit im Zeichen „75 Jahre Novemberpogrome“:  
Im Zentrum steht das Lernen für die Zukunft.

*Text: Alexia Weiss*

**L**ernen aus der Vergangenheit: Das ist der Subtext vieler Gedenkinitiativen, die sich heuer der Erinnerung an die Novemberpogrome vor 75 Jahren widmen. Und so hält auch Nationalratspräsidentin Barbara Prammer in einer vom Parlament herausgegebenen Broschüre, die alle Veranstaltungen gebündelt präsentiert, fest: „Auch heute gilt es, stets wachsam zu sein und das Überschreiten moralischer Grenzen genau zu beobachten.“

Die Bandbreite der Gedenkveranstaltungen reicht von Theaterproduktionen und Ausstellungen über Kunstprojekte und Lesungen bis hin zu Vorträgen. Ebenso unterschiedlich sind die Perspektiven: Die nachbarschaftliche Spurensuche (etwa in Hietzing) ist ebenso vertreten wie der Blick auf die Schoa in ihrer Gesamtheit. „Der Holocaust in Europa“ >

„Die Schoa war  
das Endprodukt  
politischer  
und gesellschaftlicher  
Entwicklungen.“

> ist der Titel einer Gedenkausstellung, die von 5. November bis 27. Jänner, dem Internationalen Holocaust Gedenktag, im Theater Nestroyhof Hamakom zu sehen ist. Im Anschluss tourt die Schau durch Schulen in ganz Österreich.

Die vom Mémorial de la Shoah in Paris zusammengestellte Ausstellung vermittelt die Geschichte der Vernichtung des europäischen Judentums von den Anfängen des rassistischen Antisemitismus bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs und wendet sich vor allem an Schulklassen. Ergänzend dazu hat ein Team der Österreichischen Akademie der Wissenschaften rund um Eleonore Lappin-Eppel vom Institut für Kulturwissenschaften einen Österreich-Teil entwickelt.

„Um die Vergleichbarkeit der beiden Ausstellungsteile zu gewährleisten, mussten wir uns an das französische Konzept halten“, erklärte Lappin-Eppel gegenüber dem „Wiener Journal“. Dieses besteht aus fünf Teilen: Entwicklung der jüdischen Gemeinden bis zum „Anschluss“ – „Anschluss“ und Novemberpogrom – Flucht, Vertreibung und Deportation – Mauthausen – Nach der Schoa.

„Die Schoa war das Endprodukt politischer und gesellschaftlicher Entwicklungen. Es gilt, die Schülerinnen und Schüler dafür zu sensibilisieren, solche negativen Entwicklungen wie Antisemitismus und



Reisen

EXKLUSIV FÜR ABONNENTEN  
Gut zu wissen.

Gewinnen Sie mit der Wiener Zeitung!

### \*\*\*\* **Werzer's Hotel Resort Pörtschach**

Wünschen Sie sich eine kleine Auszeit vom Alltag, etwas Zeit für sich, ein wenig Abstand um neue Energie zu sammeln? Dann sind Sie im Werzer's Hotel Resort Pörtschach an der richtigen Stelle. In unserer Wellnessoase können Sie die Seele baumeln lassen. Neben verschiedenen Seesaunen, Relaxzonen, und einem Fitnessstudio erwarten Sie ein Indoorpool und ein beheizter Outdoorpool direkt im Wörthersee. Erleben Sie ein exklusives Ambiente im historischen Werzer's Badehaus am See oder lassen Sie sich von den leichten, mediterranen Spezialitäten in unseren Feinschmecker-Restaurants kulinarisch verwöhnen. Genießen Sie die herrliche Seeluft und das traumhafte Panorama, um sich vollkommen zu erholen. Informationen unter: [www.werzers.at](http://www.werzers.at)

Gewinnen Sie mit der Wiener Zeitung einen Aufenthalt im

\*\*\*\* **Werzer's Hotel Resort Pörtschach**

(3 Übernachtungen im Wohlfühlzimmer inkl. Halbpension de Luxe für 2 Personen)

**Gewinnfrage:** An welchem See liegt Pörtschach?

Antworten bitte per E-Mail an [aboplus@wienerzeitung.at](mailto:aboplus@wienerzeitung.at), per Fax an **01 206 99-100** oder per Postkarte an Wiener Zeitung GmbH, MQM 3.3, Maria-Jacobi-Gasse 1, 1030 Wien, KW „Werzer's“. Einsendeschluss: 30. November 2013.

Barablöse nicht möglich. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Es gelten die AGB und Gewinnspiel-Teilnahmebedingungen der Wiener Zeitung GmbH ([www.wienerzeitung.at/agnb](http://www.wienerzeitung.at/agnb)).



© Martin Steinhilber

Die vom Parlament herausgegebene Broschüre listet zahlreiche Veranstaltungen auf.

Foto: Parlamentsdirektion / Bildagentur Zolles KG / Godany



andere Vorurteile gegen bestimmte Bevölkerungsgruppen (Zigeuner, Farbige, Ausländer) zu erkennen und rechtzeitig vorzubeugen“, so Lappin-Eppel. Durch die beiden Teile – Holocaust in Europa sowie in Österreich – würden in der Schau die Parallelen, aber eben auch die Unterschiede deutlich.

Unterstützt wird dieses Ausstellungsprojekt von „erinnern.at“, einem Verein, der sich im Auftrag des Unterrichtsministeriums um eine Auseinandersetzung mit der NS-Zeit an Österreichs Schulen bemüht. Martina Maschke, die Obfrau von „erinnern.at“, sieht in dieser Überblicksschau einen wichtigen Mosaikstein für die Bewusstseinsarbeit, die seit Jahren an Schulen geleistet werde. Ihr geht es um „eine adäquate und respektvolle Auseinandersetzung“ mit dem Thema. Klar werde hier: Der Holocaust sei eben nicht von heute auf morgen gekommen. Hier gelte es, Jugendliche entsprechend zu sensibilisieren, wachsam zu sein.

Eine andere Schau – betitelt „Geschichten Schoah-überlebender – Schule + Möglichkeiten des Erinnerns“ – wurde von zwei siebenten Klassen aus Wien (der AHS Rahlgasse sowie des jüdischen Zwi Perez Chajes-Gymnasiums) erarbeitet. Sie ist von 7. bis 28. November im Foyer des Stadtschulrats zu sehen. Die Jugendlichen haben hier gemeinsam über die Geschichte ihrer Schulen sowie einiger Holocaust-Überlebender geforscht. „An der ZPC-Schule waren dies auch teilweise jeweilige Familienmitglieder, deren Geschichten

bearbeitet wurden“, erläuterte der Direktor des ZPC-Gymnasiums, Hans Hofer. Dabei entstanden seien Texte, aber auch künstlerische Arbeiten.

Überrascht hat Hofer „die Ernsthaftigkeit der Auseinandersetzung mit diesem tragischen Kapitel über einen langen Zeitraum von nahezu einem Jahr“, aber auch die dabei an den Tag gelegte Kreativität. Lernen könnten Schüler aus solch einem Projekt viel: etwa, dass es mehr als eine Opfergruppe gibt, die Schoa verschiedenste Aspekte hat, wie man Geschichte darstellen kann, aber auch, wie man mit der Schoa in der eigenen Familie umgeht.

Um eine Auseinandersetzung mit dem Holocaust im öffentlichen Raum ist „The Vienna Project“ von Karen Frostig bemüht. Seit 6. November gibt es mehrere „Memory Zones“ auf Wiener Straßen, jeweils sichtbar gemacht durch das Aufsprühen eines Gedichts, zum Beispiel von Robert Schindel. ─

## INFO

### Veranstaltungen zum Gedenken an die Novemberpogrome 1938:

[www.parlament.gv.at/gedenken\\_novemberpogrome](http://www.parlament.gv.at/gedenken_novemberpogrome)  
[www.erinnern.at](http://www.erinnern.at)  
[www.ahs-rahlgasse.at](http://www.ahs-rahlgasse.at)  
[www.zpc.at](http://www.zpc.at)  
[www.theviennaproject.org](http://www.theviennaproject.org)

# „Man soll nicht gedenken, um uns eine Freude zu machen“

Wiens Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg hat trotz der Schoa seinen Glauben nicht verloren. Im Gespräch mit dem „Wiener Journal“ spricht er über Trauer im Judentum, den Umgang mit dem Holocaust und die heutige Gedenkkultur.

*Text: Alexia Weiss*



**W**iener Zeitung: Vor 75 Jahren wurden im Zug der November-Pogrome in Wien fast alle Synagogen zerstört. In der Folge wurden die meisten Juden aus Österreich vertrieben oder ermordet. Wie lebt die jüdische Gemeinde heute mit diesem traurigen Erbe?

**Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg:** Die Wiener jüdische Gemeinde wird um den 9./10. November einige Konzerte und sonstige Gedenkfeiern machen. Wir erinnern uns, dass es uns noch gibt, dass wir natürlich viel, viel weniger sind als damals, sogar weniger als zehn Prozent. Wir versuchen aber weiter zu leben und eine aktive Gemeinde zu führen.

*Jede Religion hat andere Rituale. Wie trauert man im Judentum?*

Wenn jemand stirbt, dann sind die ersten sieben Tage ganz intensive Tage der Trauer. Religiöse Juden verlassen ihr Haus nicht, es kommen Freunde zu Besuch, man spricht fast nur über den Verstorbenen. Dann gibt es eine Periode von dreißig Tagen, die auch noch sehr intensiv ist, und schließlich das Trauerjahr – vor allem, wenn die Eltern gestorben sind. Das wird nicht so sehr dadurch ausgedrückt, dass man trauert, sondern dadurch, dass man nicht an fröhlichen Feiern teilnimmt, man geht nicht in die Oper oder ähnliches. Dann ist das offizielle Trauern vorbei. Das heißt nicht, dass wir nicht gedenken, aber wir wenden uns dem Leben wieder zu. Das ist der Trauerritus im Kleinen. Wenn es sich um solche unglaublich großen Dinge handelt wie die Schoa, braucht es länger und jeder empfindet auf seine Weise. Aber auch hier ist es wichtig, nicht in der Trauer zu versinken, sondern neue Kraft zu schöpfen und weiterzumachen.

*Pogrome hat es in der Geschichte immer wieder gegeben. Der Holocaust ist allerdings in seiner Größe und Systematik unvergleichlich. Hat er im Judentum etwas verändert?*

Es gibt diesen Punkt, der sehr viel theologisch und philosophisch diskutiert wurde und wird: Wie konnte so etwas überhaupt passieren? Wie konnte das ein barmherziger Gott überhaupt zulassen? Es haben Men-



**Der Oberrabbiner der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, Paul Chaim Eisenberg.** Fotos: Stanislav Jenis

schen, die sehr religiös waren, in der Schoa ihren Glauben auch verloren. Die Versuche einer Antwort auf diese Frage sind meiner Meinung nach gescheitert. Man kann sagen, gemacht haben die Schoa schlechte Menschen und dass wir generell nicht davon ausgehen, dass Gott einem Dieb plötzlich einen Blitz in die Hand schickt, damit er nicht mehr stiehlt. Wir haben einen freien Willen. Aber bei diesem Ausmaß, bei dieser Quantität und Qualität, denkt man sich, dass Gott doch eingreifen hätte

sollen. Es gibt da eine sehr interessante Geschichte, dass nach dem Holocaust einige Rabbiner über Gott zu Gericht gesessen sind, in einem Rabbinatsgericht. Sie haben lange diskutiert und in der Früh haben sie gesagt, wir sprechen Gott schuldig. Und dann sagte einer, jetzt gehen wir das Morgengebet beten. Das ist doch sehr schön. Das heißt, es wurden keine Konsequenzen gezogen. Das heißt, das Problem bleibt und wir sind nicht sehr zufrieden, aber nicht so weit, dass wir den Glauben total verlieren. >

## „Es muss beides geben – Gedenken und Leben.“

> *Haben Sie schon Gespräche mit Menschen geführt, die gesagt haben, wir können an diesen Gott nicht mehr glauben?*

Ja. Ich erinnere mich zum Beispiel an eine junge Dame, die konvertieren wollte. Sie hat schon einen koscheren Haushalt gehabt, hat Schabbat gehalten, war immer bei den Gebeten. Eines Tages kam sie zu mir und sagte, sie hat es sich überlegt. Nun sind wir keine Religion, die missioniert, aber sie war schon so weit und da war ich neugierig, was sie dazu gebracht hat, es sich zu überlegen. Und da hat sie mir erzählt, sie hat eine Dame kennengelernt, die in Auschwitz war und ihr davon erzählt hat und nun kann sie, die junge Dame, nicht mehr an Gott glauben und daher kann sie nicht mehr konvertieren. Aber ich möchte dazu sagen, ich glaube noch an Gott.

*Warum glauben Sie noch an Gott?*

Weil das haben Menschen gemacht. Und das Glauben ist ja immer wieder mit einem kleinen Zweifel verbunden. Und der Glaube ist auch nicht immer gleich stark. Es kommen Momente des Zweifels und gleichzeitig fragen Leute, wo war Gott, als es Auschwitz gab. Eine mögliche Antwort ist, in den Gaskammern, mit den Menschen. Also wir glauben – ich glaube.

*Lange Zeit wurde in Österreich das Gedenken auf die Kriegsergebnisse beschränkt. Dann kam die Abkehr von der Opferrolle durch Bundeskanzler Franz Vranitzky. Nun gibt es seitens des offiziellen Österreich seit vielen Jahren eine intensive Gedenkpolitik. Wie empfinden Sie diese andere Erinnerungskultur?*

Ich finde das gut. Ich finde, dass viel zu lange geschwiegen wurde und man hat sich gut gefühlt in der Opferrolle. Es haben aber auch Juden, zum Beispiel meine Eltern, nicht gerne davon geredet. Sie haben diese Zeit als Zeit der Entehrung und Entmenschlichung gesehen. Sie waren nicht glücklich, dass sie in dieser Rolle waren – meine Eltern waren nicht in KZs, aber sie waren versteckt – und sie hatten mit dieser Situation, dass andere, vielleicht Wertvollere, gestorben sind und sie überlebt haben, ein Problem.

Aber zurück zum offiziellen Österreich: Wenn es so viele Gedenkveranstaltungen gibt, dass ich nicht mehr an allen teilnehmen kann, dann ist das gut. Ich war in den letzten Jahren viel an Schulen, in ehemaligen KZs. Das ist wichtig. Aber ich bin auch der Meinung, man darf darin nicht versinken. Ich unterscheide aber schon zwischen Menschen, die selbst gelitten haben, die möglicherweise jeden Tag einen Holocaust-Tag haben und jede Nacht

nicht einschlafen können. Wenn solche Menschen sagen, es ist jeden Tag Jom HaSchoa, dann ist das so. Allerdings, wir von der Kultusgemeinde haben gemeint, lieber als 100 Gedenkorte oder Monumente ist uns eine jüdische Schule, die uns hilft, unsere jüdische Kultur und unsere jüdische Lehre zu pflegen.

*Es geht um jüdisches Leben.*

Ja. Es muss beides geben – Gedenken und Leben.

*Mit Gedenkorten und -veranstaltungen alleine ist der jüdischen Gemeinde also nicht geholfen. Was braucht sie?*

Uns hilft man weiter, indem man die Gemeinde unterstützt. Nicht nur wegen des Holocaust – aber natürlich stimmt es, dass die Strukturen zerstört wurden, dass in Wien der Stadttempel als einzige Synagoge überlebt hat. Man soll jedenfalls keine Gedenkveranstaltungen machen, um uns eine Freude zu machen. Ich glaube, die Nichtjuden brauchen die Gedenkveranstaltungen viel mehr als wir. Das Gedenken hilft natürlich, zum Beispiel gegen solche Menschen, die bewusst und absichtlich den Holocaust leugnen und verharmlosen wollen. Aber man soll nicht gedenken, um uns eine Freude zu machen. ┘

---

### IMPRESSUM

HERAUSGEBER: Die Republik Österreich, 1014 Wien, Ballhausplatz 2. MEDIENINHABER: Wiener Zeitung GmbH, 1030 Wien, Media Quarter Marx 3.3, Maria-Jacobi-Gasse 1, Tel.: 01/206 99-0, E-Mail: wienerjournal@wienerzeitung.at. GESCHÄFTSFÜHRUNG: Dr. Wolfgang Riedler.  
CHEFREDAKTION: Reinhard Göweil. LEITUNG: Brigitte Suchan. REDAKTION: Dr. Christian Hoffmann, Mag. Monika Jonasch, Mag. Christina Mondolfo.  
MITARBEITER: Peter Bochskani, Wolfgang Mayr, Dr. Robert Sedlaczek, Dr. Johann Werfring, Mag. Mathias Ziegler. ART-DIREKTION: Richard Kienzl.  
LAYOUT: Martina Hackenberg, Tatjana Sternisa, Moritz Ziegler, Iris Friedenberger. COVERFOTO: DÖW. ANZEIGENLEITUNG: Harald Wegscheidler,  
E-Mail: anzeigen@wienerzeitung.at. DRUCK: Leykam Druck GmbH & Co KG, 7201 Neudörfel, Bickfordstraße 21



AUSCHWITZ



**W24**

**DIE  
STADT  
FERN-  
SEHEN**

EXKLUSIV IM KABELNETZ DER  **UND AUF W24.AT**